Wahnsinn. II Th.

Biographien

der

Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Zweytes Bändchen.

Leipzig.
1810.

Esther L***.

War die einzige Tochter eines ansehnlichen Judens zu F—. Er hatte sich im glücklichen Handel ein sehr großes Vermögen erworben, genoß es jetzt in stiller Ruhe, und fühlte sich ganz glücklich, wenn sein geliebtes Kind ihm bald mit angenehmen Erzählungen die Zeit verkürzte, bald auf dem Flügel eine schöne Serenate vorspielte. Sie war erst siebzehn Jahr alt, aber erfahren in allen weiblichen Künsten, in vielen Wissenschaften gut, in keiner schlecht bewandert, sie las den Horaz und Homer, aber auch den Don Silvio von Rosalva und den Siegwart, sie redete sechs Sprachen, und schrieb in jeder derselben Briefe, welche den meisten ihres Geschlechts zum Muster dienen konnten. Sie war schön, sie war schöner als schön. Ihr Rabenhaar, ihr großes, noch schwärzeres Auge, die blendende Weiße ihres Gesichts, die Rosenfarbe ihrer Wangen lockte und reitzte jeden Jüngling. Sie lebte in den steifen Zeiten der Strickröcke und Puffanten, aber sie trug solche nie, und unterschied sich daher auf die vortheilhafteste

Art von allen ihren Mitschwestern. Wenn diese auf dem Spatziergange unter der Last des Reifrocks keuchten, und ihren mit Federn geschmückten Kopf kaum aufrecht tragen konnten, wandelte sie im leichten, schlanken Kleide einher, schützte ihr ungepudertes Haupt mit einem leichten Strohhute, ward von vielen, welche die Last der Mode fühlten, im Herzen beneidet, obgleich oft auch als ein Sonderling verhöhnt.

Zu F— stand um diese Zeit ein junger Officier aus D— auf Werbung, er sah die schöne Esther, er sprach und liebte sie. Da er den Flügel und die Violine gleich fertig spielte, so fand er bald Eingang im Hause des Vaters, welcher die Musik leidenschaftlich liebte, alle Wochen einige Mahl ein Concert gab, bey welchem sich alle Kenner und Dilettanten zu versammeln pflegten. Es freuete dann den guten Alten inniglich, wenn seine Tochter auf ihrem Flügel die Bewunderung aller erzwang, oder durch ihre reine, melodische Stimme der ganzen Gesellschaft vollen Beyfall ablockte. Sein bester Wein, die ausgesuchtesten Leckerbissen wurden dann in Fülle aufgetragen, und nichts gespart, um den Beyfall zu lohnen, mit welchem man seinen Liebling beehrt hatte.

Friedrich, so nannte sich der junge Officier, war einer der eifrigsten Bewunderer von den Talenten der schönen Esther, er lobte sie öffentlich mit Entzücken, und gewann dadurch bald des schwachen Vaters Achtung und Liebe. Er lud ihn oft zum Essen, und schlummerte dann und wann sanft in seinem

Lehnstuhl ein, wenn Friedrich und Esther ihm Stunden lang Arien vorsangen, oder auf dem Claviere spielten. Als er einst früher, wie gewöhnlich aus seinem Schlummer erwachte, und bemerkte, daß Esther und Friedrich nicht sangen, sondern vertraut und leise mit einander sprachen, saß er am Abende tiefsinnig beym Mahle, und schien's nicht zu achten, wenn seine Tochter ihm ein neues Liedchen vorsang.

Esther. Was fehlt ihnen, liebster Vater? Sie sind ungewöhnlich traurig?

Vater. Ja, ich bins, und die Ursache meines Kummers bist du!

Esther. Ich? Gott soll mich behüthen, daß ich einem so guten Vater Kummer verursachen sollte.

Vater. Wenn dieß die echten und wahren Gesinnungen deines Herzens sind, so schwindet mein Kummer.

Esther. Sie sind's, bey Gott, sie sind's!

Vater. Wie dein und des jungen D—schen Officiers Gesang mich heute in Schlaf wiegte, und ich wieder schnell erwachte, da war mir's, als ob deine Hand in der seinigen ruhe?

Esther. Es ist möglich! (verwirrt.) Mir schien's auch so!

Vater. Raubte er dir nicht einen Kuß, wie ich eben erwachte?

Esther. Ich glaube! Ja, ja er that's.

Vater (mit ernstem Blicke.) Und was sprach er denn so dringend, so heimlich mit dir?

Esther. Er bath mich, daß ich morgen nach

unserm Garten vor's Thor gehen, und ihm erlauben solle, mich dort zu besuchen.

Vater. Du verweigertest ihm doch seine Bitte?

Esther. Nein, ich gewährte sie ihm, und versprach zu kommen.

Vater. Und du wunderst dich noch, daß Kummer mein Herz ängstigt, mein altes Auge mit Thränen trübt? O Gott laß mich sterben, laß mich schnell und bald sterben, wenn du mir nicht die Freude, ein reines und schuldloses Kind zu haben, länger gewähren willst.

Esther (traurig.) Vater, ich will morgen nicht nach dem Garten gehen.

Vater. Das wäre etwas, aber noch lange nicht alles. Kannst du dich entschließen, den jungen Officier nicht mehr zu sehen, wenigstens nicht mehr zu sprechen?

Esther (ihm um den Hals fallend.) Einem solchen Vater zu Liebe vermag ich noch mehr. Ich wills vermeiden, ihn zu sehen, ich will ihn nie mehr sprechen.

Vater. Prüfe dein Herz wohl! Ist er diesem nicht vielleicht schon unentbehrlich?

Esther. Theuer, Vater, theuer ist er diesem Herzen schon lange; aber unentbehrlich ist ihm nur die Liebe des Vaters, und dieser Gedanke wird meinen Vorsatz unterstützen.

Vater. Weh mir Unvorsichtigem, ich fachte selbst die Flamme an, die mein Haus verzehren kann! Ich! ich! Nicht du, hätte vorsichtiger seyn sollen!

Gott segne, Gott stärke dich in deinem Vorsatze, nur dann, wenn er Monathe lang anhält, werde ich wieder ruhig leben können. Bedenke, daß er dich nie heirathen kann, daß seine Liebe dich unglücklich machen muß. Bedenke dieß, und sey weise!

Esther. Dieß alles habe ich mir schon oft selbst gesagt, es ist recht gut, daß auch sie mich daran erinnern, es wird jetzt doppelt wirken!

Vater. Um dich wenigstens auf einige Zeit vor seinem Besuche zu schützen, will ich morgen allen meinen Bekannten und auch ihm kund machen, daß ein Bruder von mir zu Amsterdam gestorben sey, dessen Tod wir nun durch einen Monath betrauern müssen, und daher keinen Besuch annehmem können.

Esther. Das thun sie, lieber Vater! Unter dieser langen Zeit werde ich ihn, oder er wenigstens mich vergessen, und dieß ist ja alles eins. Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Gott stärke dich, mehr kann ich dir auf deine Frage nicht antworten, weil sie mir neuen Kummer weissagt. — —

Der Plan des guten Alten wurde am andern Morgen schon ausgeführt, und die Trauer des Hauses allen Freunden bekannt gemacht. Der kühne Friedrich, welcher keine Entdeckung ahndete, hoffte ausgenommen zu seyn vom allgemeinen Verbothe, er ließ sich am Nachmittage bey der schönen Esther melden. Als ihm aber die Nachricht ward, daß Religion ihr die Annahme eines jeden Besuchs zur Trauerzeit streng verbiethe, so schlich er traurig nach Hause, und

schickte ihr bald nachher einen Brief, in welchem er die Größe seiner Liebe zu ihr zu schildern suchte, aber doch nicht zu schildern vermochte, und sie endlich bey allem, was ihr heilig und theuer zu seyn dünke, beschwor, ihm zu erlauben, daß er diese martervolle Trauerzeit ihr wenigstens des Tags ein Mahl schreiben, und Antwort von ihr hoffen könne. Esther las diesen Brief mit innigem Vergnügen, denn sie liebte Friedrichen wirklich schon innig und zärtlich; aber ihr Vorsatz war noch zu neu, die kindliche Liebe zum Besten der Väter zu groß; sie kämpfte lange, endlich siegte die Vernunft doch, sie eilte mit dem offenen Briefe zum Vater, und forderte Rath, wie und was sie antworten solle? Der Vater las den Brief aufmerksam, und gab ihr solchen stillschweigend zurück.

Esther. Nun, bester Vater, sie wollen mir nicht rathen?

Vater. Ich kann, ich darf nicht. Nur dein eignes Herz kann hier Rathgeber werden. Was würde es nützen, wenn das väterliche Ansehen dich zu einer Antwort zwänge, die dieß Herz nicht billigte, es würde bald an dir und mir zum Verräther werden, und uns beyde unglücklich machen. Dein Herz denkt gut und vernünftig, ich überlasse es diesem, selbst zu erwägen, selbst zu urtheilen: Ob dieser Liebe Nahrung gewährt werden kann? Ein unüberwindliches Hinderniß trennt euch, es heißt: Religion! Willst du den Glauben deiner Väter verlassen? Oder soll ers thun? Oder willst du nur seine Buhlerinn werden? das Andenken deiner Mutter schänden? deinen alten

Vater mit Jammer tödten? Keine andere Wahl bleibt dir übrig, wähle unter beyden, wenn du ihn nicht vergessen kannst, aber laß mich's nicht zu spät erfahren, damit nicht jäher Kummer mich tödtet, ehe ich mein Haus bestellt habe.

Esther. Ich will ihm antworten, sie sollen es lesen, und dann urtheilen: ob ich würdig bin, ihre Tochter zu seyn?

Sie eilte auf ihr Zimmer, fing mehr als zwanzig Briefe an, zerriß sie aber alle wieder, weil jeder derselben ihr zu hart, zu grausam, oft auch zu beleidigend dünkte. Wie sie endlich keinen endigen konnte, ging sie abermahls zum Vater, und gestand ihm, daß sie zwar den festen Vorsatz habe, ihren Friedrich nie mehr zu sprechen, ihn sogar, wenn's möglich wäre, ganz zu vergessen, aber nicht Muth genug besitze, es ihm im kalten, untheilnehmenden Tone zu sagen. Ich fühle mich standhaft, fügte sie hinzu, mir alle Hoffnung zu rauben, aber ich kann nicht so grausam seyn, sie auch ihm zu rauben.

Vater. So mag Gott dir rathen, ich kann es eben so wenig, denn mein Rath wird nie fruchten, wenn ihn dein Herz nicht freywillig billigt.

Esther. Sie müssen mir rathen, sie sind mein Vater.

Vater. Wohl denn! Ich will Vater seyn, und von dir als Kind Gehorsam fordern. Setze dich, und schreib: (dictirt) Mein Herr!

Esther. So habe ich ihn nie genannt.

Vater. Ich bin Vater, ich befehle es!

Esther (traurig.) Mein Herr!

Vater (dictirt.) Kommen sie morgen zu meinem Vater, er will mit ihnen sprechen.

Esther (schreibend.) Sprechen.

Vater. Und ihnen dasjenige entdecken, was meine Vernunft ihnen schon längst hätte sagen sollen, mein Herz aber nie sagen wollte. — Es ist genug, sende den Brief fort, und laß mich allein! Du hast mir Stoff zum Nachdenken in Fülle gewährt, ich muß die Zeit nützen, und mich vorbereiten.

Am andern Morgen erschien Friedrich im Hause seiner Geliebten, er wollte vorher mit ihr sprechen, fand aber die Thür verschlossen, und ließ sich nun beym Vater melden. Dieser empfing ihn mit freundlichem, aber auch traurigem Blicke. Wollen sie mich, sprach er zu Friedrichen, wohl ruhig anhören? Mir jede meiner Fragen, die ich nicht aus Neugierde, sondern aus Nothwendigkeit an sie wage, aufrichtig beantworten?

Friedrich. Der Vater der schönen Esther kann alles von mir fordern.

Vater. Haben sie noch Aeltern?

Friedrich. Ich habe noch eine Mutter, die mich als ihren einzigen Sohn innig und zärlich liebt.

Vater. Sie sind von Familie?

Friedrich. Ich stamme aus einem der edelsten Geschlechter des Königreichs. Viele meiner Anverwandten begleiten ansehnliche Aemter, und stehen in des Königs Gunst.

Vater. Was wird ihre Mutter, was werden

ihre Anverwandten, was wird ihr König wohl sagen, wenn alle erfahren, daß der einzige Sohn, der edle Sprosse ihres Stammes, der Officier seiner Armee sich in die Tochter eines Juden verliebt hat? — — Sie antworten nicht? Wohl ihnen, sie fühlen die Wichtigkeit meiner Gründe tief, und werden mirs einst noch danken, daß ich so frey war, sie ihnen vorzustellen.

Friedrich. Um Verzeihung, bester Herr! diese Gründe sind meinem Herzen nicht fremd, die Vernunft hat es mit diesen Waffen schon lange, aber ohne den geringsten Erfolg, bekämpft. Meine Liebe zu ihrer Tochter mehrt sich täglich, stündlich! Ich kämpfe, aber ich unterliege. Wenn sie mir ihr Haus verbiethen, wenn sie mich hindern, die Unvergeßliche zu sehen, so kann ich's ihnen zwar nicht verdenken; aber ich bin dann höchst unglücklich, und muß sie als den Urheber meines Unglücks verfluchen.

Vater. Sie wollen also meine Tochter noch ferner lieben?

Friedrich (bitter.) Ob ich will? Ich muß, ich werde sie ewig lieben!

Vater. Und wie soll diese Liebe enden?

Friedrich. Das mag Gott entscheiden, der mein Herz fähig schuf, sie lieben zu müssen.

Vater. Wollen, können sie mein Kind heirathen?

Friedrich. Das kann ich freylich nicht.

Vater (heftig.) Wollen sie es zu ihrer Buhlerinn herab würdigen?

Friedrich. Davor soll mich Gott bewahren. Es wäre schrecklich, wenn ich die Allgeliebte meines Herzens auf immer unglücklich machte, ihren guten Vater durch Jammer tödtete, und sein Andenken auf Erden schändete. Nein! Nein! So tief werde ich nie fallen!

Vater. Können sie ein anderes Mittel, welches ihren Endzweck fördern könnte?

Friedrich. Ich kenne kein's, das sich mit Ehre und Redlichkeit vertragen würde.

Vater. Und wollen der Liebe zu meiner Tochter doch nicht entsagen?

Friedrich. Nein! Nie und nimmermehr! Ich kann nicht, bey Gott, ich kann nicht!

Vater. Unglücklicher Jüngling! Was that ich ihnen, daß sie glühende Kohlen auf meinem Haupte häufen, und da ich ihnen mein Leiden, meine Qual schildere, sie noch mit neuer Gluth vermehren wollen?

Friedrich. Hartherziger Vater, was that ich dir, daß du mein unbefangenes Herz durch die unwiderstehlichen Reitze deiner Tochter zu locken suchtest? Mir tägliche Gelegenheit gabst, es immer tiefer und gewisser zu fühlen, daß sie die einzige sey, die mich glücklich machen könne? Deine Nachsicht hat mich in den reissenden Strom geführt, jetzt, da ich unaufhaltsam von seiner Gewalt fortgerissen werde, gerne widerstehen möchte, und doch nicht widerstehen kann, jetzt erst zeigst du mir die Gefahr, und rufst mir zu, daß ich verloren bin! Rette mich, es ist

dein Werk! Gib mir Kraft, meine Leidenschaft zu bekämpfen, und wenn du's nicht kannst, so überhäufe mich nicht mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene.

Vater. Wahr, aber auch schrecklich, daß es wahr ist! Ich steckte durch Unvorsichtigkeit das Haus in Brand, und fordere nun von den Bewohnern, die seine Flamme fühlen, und sich nicht retten können, daß sie diese verzehrende Flamme löschen sollen. Weh mir! Weh mir! Ich bin der eigne Stifter meines Unglücks, mein Loos ist Jammer und Elend! —— Edler Jüngling, noch ist Rettung möglich! Ich beschwöre, ich bitte sie, stehen sie mir bey, und wir siegen gewiß.

Friedrich. Ich will thun, was ich vermag, dazu verpflichtet mich Vernunft und Ehre.

Vater. Sie stehen hier auf Werbung, es wird ihnen ein Leichtes seyn, ihren Rückruf zu bewirken. Zeit und Abwesenheit werden sie überzeugen, daß ihre Liebe zu meiner Tochter die größte Thorheit war. Sie werden bald eine schönere und bessere Gattinn finden, und jene in ihren Armen vergessen.

Friedrich. Ah des weisen Salomo! Wäre Vergessenheit möglich, dann bedürfte ich ihres Raths nicht, er ward mir schon selbst, und früher, ehe sie's wohl dachten. (Er öffnet seine Brieftasche, und zeigt ihm zwey versiegelte Briefe.) Sehen sie, diese zwey Briefe, einer an meine Mutter, der andere an meinen Onkel, enthalten beyde die Bitte zur Rückberufung ins Vaterland. Da ich darin vorstelle, daß ich bey längerem Aufenthalte Schulden machen müßte, so bin ich überzeugt,

daß meine Bitte schnelle Erhörung findet. Ich habe diese Briefe wohl schon zwanzig Mahl auf die Post geschickt; aber wenn ich überlegte, daß ich bald weit von ihr entfernt schmachten, sie nicht mehr sprechen, nicht mehr sehen würde, da zog mich's mit Gewalt zum Posthause, und ich nahm die Briefe zurück.

Vater. Ihr edler Vorsatz beweist, daß sie noch edler denken! Wie gerne wollte ich sie als meinen Sohn umarmen, wenn Gott nicht selbst eine Kluft zwischen uns gesetzt hätte, die ich und sie nicht überschreiten können. Geben sie mir diese zwey Briefe.

Friedrich. Was wollen sie damit beginnen?

Vater. Ich will sie fortschicken, und ihren Kampf erleichtern.

Friedrich. Nein! Ich vermag's jetzt nicht mehr! Ich weiß, daß ich hoffnungslos liebe, aber ich kann sie doch sehen, vielleicht auch sprechen, und dieß ist doch etwas.

Vater. Ihre Umstände sind nicht die besten, zürnen sie daher nicht, wenn ich ihnen einen Antrag mache, der in dieser Lage sie nicht beleidigen soll, nicht beleidigen kann: wenn sie diese Briefe durch mich abschicken, wenn sie wirklich von hier nach Hause reisen, so zahle ich ihnen beym Abschiede zwanzig tausend Gulden aus.

Friedrich. Herr, sie verkennen mich! Doch sie sind ihr Vater, und dieß vernichtet die Beleidigung, welche ich sonst ahnden müßte. Vater eines unschätzbaren Kindes, das Bewußtseyn, von ihm geliebt zu werden, ist mir nicht um Millionen feil!

Vater. Ich habe gethan, was mein Herz verlangte, ich muß nun thun, was Vernunft und Pflicht fordert. Sie werden's daher nicht mißdeuten, wenn der besorgte Vater sie bittet, sein Haus nicht mehr zu besuchen.

Friedrich. Sie sind Herr ihres Hauses, ich werde gehorchen.

Vater. Da sie übrigens das einzige Mittel der Rettung nicht ergreifen wollen, so muß es meine Tochter ergreifen. Ich werde sie noch diese Woche von hier entfernen, es wird mich Mühe kosten, meinen Augapfel zu missen, aber wenn ein's unter uns unglücklich seyn muß, so will ich's seyn.

Friedrich. Sie sind Vater ihres Kindes, und auch dieß wird gehorchen müssen, aber bedenken sie fein, daß der echten Liebe nichts unmöglich ist, daß Zwang sie wohl drückt, aber noch mehr auflammt, daß es keinen Winkel der Erde geben wird, wo ich sie nicht finden werde, und dann stehe ich für nichts.

Er ging, und der kluge Vater fand nach reifer Ueberlegung, daß Friedrich nicht Unrecht habe, daß es besser sey, wenn er daheim wache, und zu verhindern suche, was er in der Ferne nicht verhindern könne. Er sprach nachher im ernsten, väterlichen Tone mit seiner Tochter, und sie gelobte ihm feyerlich, daß sie jede Gelegenheit meiden wolle, ihren Friedrich zu sprechen.

Traurig und trübe verflossen nun die Tage der vorgeschützten Trauer, der Vater fand seine Esther oft weinend; wenn er dann nach der Ursache ihrer Thrä-

nen forschte, so seufzte sie tief, und gestand ihm offen, daß sie ihren Friedrich wohl meiden, aber nie vergessen könne. Er geh', fügte sie hinzu, alle Morgen und Abende vor meinem Fenster vorüber, ich sehe sein Leiden, und leide mit ihm. Der gute Vater schwieg, weil er sie nicht zu trösten vermochte. Da er für ihre Gesundheit bangte, so entschloß er sich, seiner so theuern Ruhe zu entsagen, und mit ihr nach W— zu reisen, welches Esther schon längst zu sehen wünschte. Sie hörte aber jetzt seinen Vorsatz mit Wehmuth an, doch widersprach sie nicht, und hoffte selbst in dieser Reise Linderung ihrer Leiden zu finden.

Wie der Vater eben an einem schönen Sommerabende auf's neue mit ihr von dieser Reise sprach, und verkündigte, daß sie den folgenden Morgen schon beginnen sollte, so öffnete sich die Thür schnell, und Friedrich trat rasch herein. Esther flog ihm entgegen, und umarmte ihn mit Inbrunst. Wenn du Abschied zu nehmen kommst, sagte sie schmachtend, so nimm das Bekenntniß von mir zum Danke, daß ich ungerne scheide, dich ewig — ewig lieben werde.

Friedrich (bitter.) So ist's also gewiß, was ich nur muthmaßte! (Zum Vater.) So haben sie wirklich das Bubenstück vollendet, welches ich ihnen ihres Kindes wegen so gerne nicht zutrauen wollte?

Vater. Ich stehe rein vor ihnen, und darf mich keines Verbrechens anklagen. Ob auch sie's vermögen? Ob's billig ist, daß sie ihr gegebenes Wort brechen? überlasse ich ihrem eigenen Urtheile.

Friedrich. O ich Thor, daß ich's so lange redlich erfüllte, indeß ich nahmlose Qualen duldete, arbeiteten sie an meinem Unglücke.

Vater. Davor wird mich Gott bewahren.

Friedrich. Können sie's wohl noch läugnen? Wer anders konnte es wohl meinen Verwandten schreiben, daß ich heftig in die Tochter eines Juden verliebt sey, ihr, wenn nicht Aenderung folge, wohl gar meinen Dienst, mein Seelenheil zum Opfer bringen würde. Sie haben ihren Endzweck erreicht, ich habe heute die strengste königliche Ordre erhalten, und muß morgen schon abreisen. Aber, heimtückischer Alter, hast du wohl die Folgen erwogen? Ich will sie dir erzählen: Ich reise nach D—, entsage Trotz dir, Trotz meinen Anverwandten, meinem Dienste, und kehre zurück. Heische und fordere Liebe von Esthern, und gibt sie mir nicht Hoffnung, stößt sie mich trostlos von sich, so ende ich mein Leben vor ihrer Thür und fluche dir noch sterbend.

Esther. Gott, das wäre schrecklich! dann ich mit dir, Gott hört's, dann ich mit dir!

Der Vater bemühte sich nun lange vergebens, ihm begreiflich zu machen, daß er an seiner Zurückberufung schuldlos sey; als er aber seine Hand auf sein graues Haupt legte, und Gottes Rache über solches erflehte, wenn er der Thäter sey, so glaubte ihm Friedrich, und versprach sogar noch länger zu kämpfen, und seinen Dienst nicht zu verlassen, wenn er erlauben wolle, daß er seiner geliebten Esther jeden Monath ein Mahl schreiben, und sie ihm wieder

antworten dürfe. Der Vater gewährte die Bitte, weil seine Tochter sie mit heißen Thränen unterstützte, und Friedrich verließ erst nach Mitternacht das Haus des redlichen Alten.

Dieser hatte ihn beym Abschiede auf's dringendste gebethen, ein Mann zu seyn, und wacker zu kämpfen, die liebende Esther hatte ihm aber mehr als ein Mahl zugeflüstert, daß sie ihn nie vergessen werde, und man urtheile nun: Ob Friedrichs Kampf mit Muth beginnen konnte?

Am frühen Morgen stand sie schon am offenen Fenster, als Friedrichs Wagen langsam vorüber fuhr, ihre Blicke versprachen Friedrichen ewige Liebe und Treue. Esther stieg bald hernach ebenfalls mit ihrem Vater in den Wagen. Die Reise war um so nothwendiger geworden, denn wäre sie daheim geblieben, so hätte sicher tiefe und unheilbare Schwermuth die schönste Rose vernichtet. Selbst die große Zerstreuung der Reise, die noch größere der schönen Stadt wirkte nur schwach auf ihr krankes Herz, aber sie verhinderte doch gänzliches Hinwelken, und erquickte dann und wann die schmachtende Blume mit labendem Thaue. Ihr Vater blieb sechs Monathe lang seiner Tochter wegen in der Stadt, es fanden sich dort angesehene Glaubensgenossen, die bey ihm um ihre Hand warben, da er aber ihr Leiden kannte und ehrte, so versagte er selbst, was sie ohnehin nicht gegeben hätte. Er brachte ihr jeden Monath selbst den Brief ihres Friedrichs, und sah mit Thränen, daß dieß der einzige Trost sey, den

er

er ihr gewähren konnte. Friedrich schrieb alle Mahl, daß seine Liebe sich nicht mindern könne, und Esther antwortete wieder, daß die ihrige sich vergrößern würde, wenn Vergrößerung möglich wäre. Als der Vater mit ihr nach Hause kehrte, erhielt Esther noch zwey Briefe, im letzten derselben schrieb er, daß er bald der Unmöglichkeit weichen, nicht mehr kämpfen, und kommen werde, um zu ihren Füßen zu sterben. Esther durchharrte nun in banger Erwartung ein langes, qualvolles halbes Jahr; als aber weder der Unvergeßliche noch ein Brief von ihm kam, und sie mit vollem Rechte an seiner Treue zweifeln mußte, da bath sie ihren Vater um Gewißheit ihres Unglücks. Er mußte, um sie zu beruhigen, an einen seiner ehemahligen Correspondenten in D— schreiben, und sich genau erkundigen; ob Friedrich noch lebe, und wie es ihm gehe? Esther trug den Brief, dessen Antwort ihr Schicksal auf immer entscheiden sollte, selbst nach der Post, und harrte nun von neuem.

Nach einem langen Monathe, dessen Tage sie meistens im Stillen durchweint hatte, ward ihr endlich Entscheidung. Sie war schrecklich, sie nagte lange an ihrem Leben, und würde es vernichtet haben, wenn nicht jugendliche Kräfte dagegen gekämpft hätten. Der Freund ihres Vaters berichtete ihm, daß er lange vergebens nach Friedrichen geforscht, endlich aber genau und sicher erfahren habe, daß er sein Regiment verlassen, und in der Provinz ein sehr reiches und schönes Fräulein geheirathet habe, mit welchem er, nach Aus-

sage der Augenzeugen, schon seit sechs Monathen in einer sehr vergnügten Ehe lebe. — — Dieß war also seine ewige Liebe! rief Esther aus, als sie den Brief mehr als ein Mahl gelesen hatte. Ihr theilnehmender Vater suchte sie zwar zu trösten, ihr begreiflich zu machen, daß Friedrich den besten Weg ergriffen habe, und Nachahmung verdiene; aber Esther schauderte hoch empor, wenn sie sich in den Armen eines andern dachte, und schwur in diesem Augenblicke einen fürchterlichen Eid, daß sie nun ihn und jeden Mann hassen werde.

Von dieser unglücklichen Stunde an war alle gesellige Freude des Lebens für sie verloren, sie verließ oft Wochen lang ihr Zimmer nicht, genoß wenig Speise, und sprach noch weniger. Der Vater sah ihr Leiden, und da er nicht helfen konnte, so vollendete der Kummer bald die völlige Zerstörung seiner Gesundheit, an welcher das Alter schon lange vorher gearbeitet hatte. Er konnte sein Lager nicht mehr verlassen, er starb in den Armen seines einzigen Kindes, das bloß deßwegen Thränen vergoß, weil es nicht mit ihm sterben, nicht mit ihm eine Welt verlassen konnte, in welcher nichts als Trug und Elend herrschte. Ehe der Vater schied, bath er seine Tochter, ihren Kummer mit in sein Grab zu senken, und so zu enden, daß er sie einst dort wieder umarmen könne. Sein Tod machte sie zur Erbinn einer halben Million, welche ihr Vater bey den angesehensten Kaufleuten, und selbst in der Holländischen Bank zinsbar angelegt hatte. Da die Gesetze ihres Landes ihr schon

im zwanzigsten Jahre die freye Verwaltung ihres Vermögens zusicherten, so kündigte sie alle ihre Capitale nach und nach auf, verkaufte alles, was sie zu F— besaß, machte zehn arme Familien durch reiche Geschenke glücklich, und reiste endlich so geheim und schnell ab, daß in ihrer Vaterstadt niemand erfuhr, wohin sie zog, und wann sie wiederkehren würde.

Kein Mann durfte unter dieser Zeit sich ihrer Schwelle nahen, keiner unter den vielen Männern der Stadt konnte sich rühmen, daß er mit ihr nach ihres Vaters Tode ein Wort gesprochen habe; ihr Mädchen nahm jede Geschäftsbothschaft an, und brachte Antwort. Als sie ihren Geburtsort verlassen hatte, ging unter den andächtigen Matronen die Sage umher, daß man spät am Abend einige Mahl den katholischen Geistlichen des Orts in ihr Haus hätte schleichen sehen, und daß die schöne Esther wahrscheinlich eine Christinn geworden sey. So wenig man sonst Sagen dieser Art sein Zutrauen schenken kann, so bewies doch die Folge, daß die alten Weiber dießmahl hell genug gesehen hatten. Esther suchte wirklich Trost für ihr unnennbares Leiden in der christlichen Religion, die so mächtig im Elende stärkt und labt, weil sie uns die irdische Prüfung als nothwendig zur ewigen Seligkeit schildert, und ihren göttlichen Stifter als den unschuldigsten Büßer und größten Dulder zur Nachahmung aufstellt. Möglich, daß auch Schwärmerey, die emsige Begleiterinn der hoffnungslosen Liebe, ihre Absicht förderte,

möglich, daß sie eben deßwegen die katholische Religion wählte, weil nur diese sie fähig machte, abgeschieden von der Welt, getrennt vom männlichen Geschlechte, ihre Tage in stiller Schwermuth enden zu können.

Kurz nach ihrem Verschwinden erschien sie zu P—, nahm emsigen Unterricht in der katholischen Religion, und wurde auf ihr Verlangen in der Taufe Caroline Friederike genannt. Sie wohnte diese ganze Zeit über in einem Nonnenkloster, ging nie aus, und nur selten im Garten desselben spazieren. Erst am Tage ihrer öffentlichen Taufe versicherten die Jünglinge der ganzen Stadt, daß sie nie ein schöneres Mädchen, nie solche glühende, wahre Andacht gesehen hätten. Ihr schwarzes Rabenhaar, ihr noch schwärzeres Auge, war der Stoff ihres Gesprächs, und manches Mädchen vergaß sich in der Folge zu pudern, weil die Erfahrung sie belehrt hatte, daß ein natürliches Haar so große Wirkung mache. Ehe man noch über die Fragen: Woher die schöne Unbekannte komme? Wer sie eigentlich sey? Ob sie wirklich so großes Vermögen besitze? einig werden konnte, war die schöne Caroline schon wieder aus P— abgereiset. Sie verlangte schon dort, Nonne zu werden, und wollte dagegen dem Kloster ihr ganzes großes Vermögen vermachen, da aber die Landesgesetze nicht gestatten, daß eine Nonne dem Kloster großes Vermögen zur Mitgift bringen darf, so konnten die Nonnen dieß nicht annehmen, und Caroline ging wahrscheinlich auf ihren

Rath nach D— in B—, wo sie von den Nonnen mit größtem Vergnügen aufgenommen wurde, und sogleich ihr Probejahr antrat. Der seltene Fall, durch welchen das Kloster auf so ansehnliche Art bereichert wurde, erlaubte hier wahrscheinlich Ausnahmen, die in der gewöhnlichen Regel nicht Statt finden. Caroline vergabte zwar dem Kloster ihr ganzes Vermögen, aber sie bedung sich die Nutznießung bis an ihren Tod, und obgleich jede Nonne das Gelübde der Armuth schwören muß, so ward sie doch dispensirt, und die Aebtissinn gestand ihr den Genuß der Interessen, jedoch mit dem Bedingniß zu, daß sie alles zu gottesdienstlichen Handlungen, und vorzüglich zum Besten des Klosters verwenden solle. Nie konnte sich das Kloster rühmen, eine eifrigere, folgsamere Novizinn in seinen Mauern gehabt zu haben, sie unterzog sich ohne Murren jedem Geschäfte, das diesen aufgetragen wurde, sie murrte nur dann, wenn sie merkte, daß man ihres Vermögens wegen ihr nicht hart genug begegnete, sie bethete immer, und sprach äußerst wenig.

Noch im nähmlichen Jahre baute sie mit Erlaubniß der Aebtissinn zwey prächtige Altäre in der Kirche des Klosters, einer wurde dem heiligen Carl, der zweyte dem heiligen Friedrich geweiht, zum letztern zeichnete sie dem Künstler die Idee selbst vor, und gab ihm ein kleines Porträt, nach welchem er das Gesicht des Heiligen genau bilden mußte. Sie lächelte zum ersten Mahle wieder, als dieser Altar

an der Kirche aufgestellt wurde, und weilte oft halbe Tage und Nächte bethend am Fuße desselben.

Wie ihr Probejahr verflossen war, foderte sie mit edlem Ungestüme und mit sichtbarer Begierde die Aufnahme, sie war nie so zufrieden und vergnügt, als am Tage der Gewährung, und schwor mit gesetztem und standhaftem Muthe den fürchterlichen Eid der Keuschheit in die Hände des Priesters. Das versammelte Volk nannte sie eine lebendige Heilige, und die Nonnen dankten der Vorsehung, welche nicht allein ein so reiches Mädchen, sondern auch in diesem ein echtes Beyspiel der wahren Gottesfurcht in ihr Kloster geführt hatte. Sie theilte nun ihre Zeit in Gebeth und Arbeit, mehr als die Hälfte war jenem, die übrige ganz der letztern gewidmet; nur am Abend eilte sie gemeiniglich nach dem großen Garten des Klosters, wo jede Nonne ein abgetheiltes Stück zur eigenen Pflege und Bearbeitung erhalten hatte. Sie wählte sich eines im abgelegensten und ödesten Theile des Gartens, sie umfaßte es mit Raute und Wermuth, pflanzte in die Mitte desselben einen verdorrten Rosenstrauch und umgab diesen mit dem Blümlein, die brennende Liebe genannt. Die übrigen Theile wurden von ihr mit den schönsten Blumen besetzt, und da sie kein Geld sparte, so blühte ihr Gärtchen bald herrlich, sie ging dann gedankenvoll darin umher, pflegte die Blumen, und weinte oft im Stillen, wenn alles, nur die dürre Rosenstaude nicht, grünte. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben, rechts

konnte man zwar einige Dächer der benachbarten Häuser sehen, doch waren dieß nur die Spitzen derselben, und dort kein Fenster angebracht, durch welches die Neugierde die einsamen Nonnen hätte beunruhigen können; links sah man aber hohe waldichte Gebirge, welche mächtig über die Mauern empor ragten, doch Stunden weit davon entfernt lagen. Wenn dann über diese erhabenen Gebirge am heitern Abend die Sonne nach und nach hinab sank, und nun öde Stille im Garten herrschte, da weilte oft Caroline noch Stunden lang darin, und fragte oft im jammernden Tone den Schöpfer: Warum nicht auch der Abend ihres Leidens nahe? Warum sie nicht gleich der Sonne in die Nacht des Grabes sinken, und dort verklärt wieder erwachen könne?

Einst stand sie mit diesem Gedanken beschäftiget noch immer im Garten, den alle Nonnen schon verlassen hatten; ihr Herz fühlte heute besonders die Schmerzen der euternden Wunde, sie erinnerte sich eben eines Abends, den sie in Gesellschaft ihres Friedrichs wonnevoll genossen hatte, sie weinte, rang die Hände, und fuhr endlich bebend zurück, als neben ihr etwas Weißes vorüber in einen nahen Strauch flog; sie faßte Muth, trat näher, und fand einen Stein, der mit Papier umwickelt war, sie entfalte solches, und las folgende Worte, die in Englischer Sprache darauf geschrieben waren: „Unglück„liche Esther! wenn du noch Mitleid mit dem un„glücklichsten aller Menschen, mit deinem treuen „Friedrich hast, so blicke auf das nächste Dach, und

„schließe aus seinem angstvollen Händeringen auf „seine schreckliche Qual. Wenn dich aber hartherzige „Menschen wie mich betrogen, wenn du ihn auch „im Kloster noch nicht vergessen hast, so komme in „der Nacht, welche dem morgenden Tag folgt, hin„ab in die Kirche, du wirst mich in der Todtenca„pelle rechts im ersten Bethstuhle versteckt finden. „An einem leisen, drey Mahl wiederhohlten Hu„sten werde ich dich erkennen, und in deine Arme „eilen. Ich wählte absichtlich diese unbekannte Spra„che, damit, wenn der kühne Wurf mißlänge, das „Blatt nicht mein und dein Verräther würde.“ Caroline ward durch diesen Brief in einen schrecklichen Zustand versetzt, ihr erster Blick war zu Gott um Hülfe, ihr zweyter nach dem Dache, auf welchem sie ihren Friedrich wieder sehen sollte. Er war's wirklich, er hatte die höchsten Sparren des Daches erklettert, die Ziegel desselben abgelöst, und blickte mit halb hervor gebogenem Körper in den Garten hinab. Die Abendröthe färbte sein Gesicht, die letzten, einzelnen Strahlen der schon untergegangenen Sonne beleuchteten es dann und wann noch hell. Caroline sah, wie er fürchterlich die Hände rang, und sie wieder flehend zu ihr hinab streckte, sie winkte ihm mit ihrem weißen Tuche, zeigte einige Mahl mit der Hand auf den Thurm der Kirche, und eilte von dannen, um in ihrer Zelle Kräfte und Fassung zu sammeln; mehr als ein Mahl sank sie athemlos nieder, erhob sich aber schnell, weil sie Entdeckung fürchtete. In ihrem Herzen stürmte es mächtig, sie

lebte bisher fromm und heilig, kein Gedanke an die Welt und ihre Freuden störte sie in ihrer Einsamkeit, sie suchte Ruhe im Kloster, Trost im eifrigen Gebethe, und glaubte beydes wirklich gefunden zu haben. Nun sah sie aber Friedrichen wieder, ihr Herz wurde durch seinen Brief, durch seine ängstlichen Geberden von seiner Treue überzeugt, es hatte ihn noch nie vergessen können, es liebte ihn von neuem, und heftiger als jemahls. Der Eid, den sie geleistet hatte, schien sie nicht zu binden, seine Untreue zwang ihr solchen ab, seine Treue vernichtete ihn. Aus Liebe zu Friedrichen war sie Christinn geworden; um sein Andenken ewig zu feyern, war sie ins Kloster gegangen; um ihn wieder sehen und lieben zu können, war sie fest entschlossen, es in seinen Armen sogleich zu verlassen. Die Grundsätze der Religion, die diesen Vorsatz hindern sollten, hatten noch nicht tiefe Wurzel in ihrem Gewissen gefaßt, mächtiger und kräftiger keimte im Herzen die Liebe wieder, welche ohnehin jede, auch die stärksten Fesseln zerreißt, und alles überwindet.

Der folgende Tag war ein Sonnabend, sie bethete und arbeitete nicht, sie eilte zehn Mahl nach dem Garten, sah immer nach dem Dache, und sah ganz natürlich nichts. Als endlich der Tag endigte, gedachte sie erst der großen Hindernisse, welche sie noch von ihrem Friedrich trennten. Die Kirche war des Nachts vor jeder Nonne verschlossen, sie konnte zwar darin bethen, aber auf einem Chor, dessen Fenster nur in die Kirche gingen. Wie sie dort am

Abend mit den andern Nonnen das Nachtgebeth verrichtete, und ihren Friedrich schon in der Kirche ahndete, bath sie die Sacristanerinn um den Schlüssel, welcher die Thür zur Kirche öffnete, weil sie, ihrem Vorgeben nach, die Lampe an ihren erbauten Altären anzünden, und dort noch einige Zeit bethen wolle. Ich gebe ihnen solchen, sprach sie ängstvoll, in der Metten zurück, und hatte schon ein Geschenk für sie in Bereitschaft, wenn sich solche etwa weigern würde, aber die Arglose ahndete nichts, und gewährte ihre Bitte ohne Anstand.

Wie alle Nonnen im Kloster ruhten, stieg Caroline zitternd in die Sacristey hinab, öffnete solche, und trat wirklich mit einer brennenden Lampe in die Kirche, sie stellte solche auf den Altar des heiligen Friedrichs, eilte nach der Todtencapelle, hustete dort drey Mahl, und Friedrich sank in ihre Arme. Pferde und Wagen stehen bereit, flüsterte dieser leise. Wenn du mich noch liebst, wenn du wenigstens Mitleid mit mir hast, und nicht willst, daß ich vor deinen Augen mein Leben enden soll, so folge mir.

Caroline. Ich folge dir, Unvergeßlicher, ich folge dir; wenn du mir vorher zwey Fragen beantwortet hast: Warst, oder bist du noch verheirathet?

Friedrich. Ich bin's, ich war's nicht. O dieser schändliche Betrug hätte dich und mich bald gränzenlos elend gemacht.

Caroline. Weißt du, daß ich arm, nicht mehr reich bin, daß mein ganzes, großes Vermögen in den Händen des Klosters ist?

Friedrich. Ich weiß es, und verachte dieß alles, bin höchst vergnügt, wenn man's zum Lösegeld für dich behalten will. Gott gab mir dafür Reichthum in Menge, und nun das volle Vergnügen, dich ganz damit glücklich zu machen.

Caroline (an seinem Halse.) Allgeliebter, ich folge dir. Gott sah mein Leiden! Gott kannte meine Absicht! Er wird den Meineid nicht rächen!

Friedrich. Ich habe Kleider für dich mitgebracht, du mußt dich umkleiden. Eile, aber fürchte nichts, meine Diener halten Wache an der offenen Kirchthür, sie würden dir und mir zu Hülfe eilen, wenn Entdeckung folgen sollte.

Caroline kleidete sich in größter Eile um, sie warf ihren Nonnen-Habit in ein Winkel, und entfloh in einen Mantel gehüllt, an Friedrichs Arme aus der Kirche. Drey seiner Bedienten gesellten sich zu ihnen und folgten in einer kleinen Entfernung. Wie sie die wenigen Häuser, welche das Kloster umgaben, im Rücken hatten, fanden sie auf der Heerstraße einen Wagen, in welchen sie stiegen, und in schnellster Eile davon jagten. Als der Morgen anbrach, hatten sie schon die Gränze des Landes erreicht, und langten glücklich in einem protestantischen Städtchen an, wo sie in jedem Falle Schutz erwarten konnten.

Jetzt erst fing Caroline an, zu sprechen, und ihr Gefühl durch Worte auszudrücken, bisher war sie nur still und angstvoll in Friedrichs Armen gelegen, hatte immer schüchtern umher geblickt, immer zu frühe Entdeckung geahndet und gefürchtet. Friedrich fragte:

Wie's geschehen konnte, daß sie F— verlassen, die christliche Religion angenommen habe, und endlich gar Nonne geworden sey? Caroline erzählte, und wie er deutlich vernahm, daß alles ein Werk ihrer innigen Liebe war, daß sie um seinetwillen sich unglücklich gemacht habe, so umarmte er sie mit noch stärkerer Inbrunst, und versprach feyerlich, ihr Leiden durch ewige Liebe zu lohnen. Er erzählte ihr nun ebenfalls, was sich in der langen Zeit mit ihm zugetragen hatte.

Als er in D— ankam, überhäuften ihn seine Freunde mit neuen Vorwürfen über seine Liebe zu Esthern, er erfuhr deutlich, daß nicht ihr guter Vater, sondern einer seiner besten Freunde zu F— der Verräther derselben geworden sey, und seine so schnelle Zurückberufung bewirkt habe. Man machte ihm kurz nach seiner Ankunft einige vortheilhafte Heirathsvorschläge, er widerstand, und gab dadurch seinen Freunden Gelegenheit zu neuem Argwohne, sie muthmaßten mit Grunde, daß er noch immer liebe, sie entdeckten wahrscheinlich durch neue Verrätherey, daß er noch mit seiner Geliebten correspondire. Sein Onkel war sehr reich, und General der königlichen Truppen, er ließ ihn einst rufen, und übergab ihm eine Depesche, welche er in schnellster Eile nach dem Hafen überbringen, und dem Befehlshaber einiger Kriegsschiffe übergeben mußte. Er traf diesen auf einem Schiffe, welches eben nach einer Insel absegeln sollte. Sie kommen wie gerufen, sprach er zu Friedrichen, ich erwartete sie schon lange; sie sind als Ca-

pitän bey den Landtruppen angestellt, welche ich nach der Insel — überführe. Wären sie nur eine Viertelstunde später eingetroffen, so hätte ich die Anker schon gelichtet, denn der Wind ist vortheilhaft, ich muß ihn benutzen. Der erstaunte Friedrich versuchte es zwar, wider dieß grausame Verfahren zu protestiren, und forderte schlechterdings, daß man ihm wenigstens so lange Zeit gönnen müsse, bis er sein Gepäcke aus der Hauptstadt kommen ließe, aber der Befehlshaber überzeugte ihn von der Unmöglichkeit, und versicherte ihn zugleich, daß seine Freunde schon für jedes Bedürfniß gesorgt hätten.

Wirklich fand er auch alle seine Sachen im Schiffsraume, und bey diesen seinen Bedienten, welcher ihm einen Brief von seiner Mutter überreichte. Sie machte ihm darin die heftigsten Vorwürfe über seine thörichte Liebe, welche er ungeachtet ihrer Ermahnung durch die unsinnigsten Briefe fortzusetzen suche. Er habe es sich, schrieb sie ferner, daher ganz allein zuzuschreiben, daß man zu strengen Mitteln schreite, und ihn so lange nach den Inseln verbanne, bis er von dieser strafbaren Liebe geheilt sey. Ehe er noch diesen Brief ganz gelesen hatte, eilten die Schiffe schon aus dem Hafen: er war untröstlich, daß er wenigstens nicht in einigen Zeilen seiner Geliebten von dieser gewaltsamen Entführung Nachricht geben konnte. Die Ueberfahrt war gefahrvoll, in der sechsmonathlichen Dauer derselben schwebte Friedrich oft in der größten Lebensgefahr, endlich landeten sie, und Friedrich sandte zwar mit den zurück gehenden Schiffen Briefe an

Esthern, die aber wahrscheinlich verloren gingen, weil sie nicht mehr zu F— wohnte, und niemand ihren Aufenthalt kannte.

Friedrich vergaß auch in der weiten Entfernung seine Geliebte nicht, er weihte sich ganz ihrem Andenken, er beschloß, sie ewig zu lieben, und eher zu sterben, als seine Hand einer andern zu reichen. Er harrte achtzehn Monathe lang vergebens auf Nachrichten von ihr, es landeten unter dieser Zeit verschiedene Kauffahrteyschiffe, aber kein's kam aus dem Hafen, wohin er Esthers Antwort bestimmt hatte. Endlich kamen auch von daher Schiffe, sie brachten ihm viele Briefe, er durchwühlte sie geschäftig, aber er fand keinen aus Deutschland darunter. Wahrscheinlich hätte er alle ungelesen in einen Winkel geworfen, wenn nicht ein Paket, das schwarz gesiegelt war, seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Er öffnete es, und fand sogleich, daß seine Mutter und sein Onkel, an der epidemischen Krankheit, die damahls zu K— herrschte, gestorben sey. Sparsam flossen seine Thränen, weil sie seine Liebe so streng gehindert hatten, aber freudig und doch tief gerührt schauderte er bald empor, als er fand, daß eben dieser Onkel, dessen drey Söhne kurz vor ihm gestorben waren, ihn zum Erben seines großen Vermögens und all seiner Güter eingesetzt hatte. Ein Brief, den der Onkel auf seinem Sterbebette geschrieben hatte, versöhnte Friedrichen überdieß ganz mit ihm, er bath um Verzeihung, daß er ihn mit so strenger Härte behandelt habe, sandte ihm den

königlichen Befehl, mit dem ersten Schiffe ins Vaterland zurück zu kehren, und ermahnte ihn nur am Ende in den sanftesten Ausdrücken, daß er seine thörichte und hoffnungslose Liebe ganz vergessen, bald eine edle Tochter des Landes mit seiner Hand beglücken möge.

Friedrich hätte der Bitte des Sterbenden gern nicht verweigert, was er den Drohungen des Lebenden so standhaft versagte, wenn das Andenken der schönen Esther nicht unauslöschbar in seinem Herzen geruht hätte. Sie war seine erste, einzige Liebe, die so willig im Sturme und Wetter empor keimt, und um so größere und stärkere Zweige treibt, je mehr und öfter man diese abzubrechen sucht. Der selige Gedanke, daß Esthers alter Vater schon schlummere, sie nun frey seyn, und sich nicht weigern werde, die christliche Religion anzunehmen, beschäftigte ihn einzig und allein auf der langen Reise, er beschloß im Voraus, dann sein ganzes Erbe zu veräußern, und in einem unbekannten Winkel der Erde mit seiner Allgeliebten nicht allein vergnügt, sondern auch gemächlich zu leben.

Das Glück schien sein Vorhaben zu begünstigen, seine Reise war die angenehmste und schnellste, ehe noch drey volle Monathe verflossen, landete er schon an D—s Küsten. Da die Uebernahme der großen Erbschaft seine Gegenwart äußerst nothwendig machte, und er wenigstens durch einige Monathe sein Vaterland nicht wieder verlassen konnte, so machte er sogleich der schönen Esther sein Glück

und seinen Vorsatz in einem Briefe bekannt, flehte um schnelle Antwort, und sandte damit seinen treuen Diener nach F—, welcher, wenn der Vater ellenfalls noch lebe, ihr den Brief heimlich übergeben, aber nicht ohne Antwort zurück kehren sollte. Ehe diese Rückkunft erfolgte, hatte Friedrich schon seinem Dienste, welcher ihn ans Vaterland fesselte, entsagt, seine Güter verpachtet, und harrte nur noch mit Ungeduld des Kommenden. Trauer erfüllte sein Herz, als dieser endlich anlangte, und ihm die unerwartete Nachricht brachte, daß Esther nicht mehr in F— wohne, in P— Christinn geworden sey, und sehr wahrscheinlich in einem Nonnenkloster lebe. Der Diener hatte, nach langem vergeblichen Forschen, dieß alles aus dem Munde ihres ehemahligen Mädchens erfahren, das jetzt zu F— sehr glücklich verheirathet war. Dieses verhehlte es ihm auch nicht, daß Friedrichs Untreue und Heirath, welche man aus D— als gewiß berichtete, diesen seltsamen Entschluß im Herzen der stets getreuen Esther geweckt habe.

Friedrich floh auf die schreckenvolle Nachricht selbst nach F—, und wie ihm alle Bestätigung ward, in eben so großer Eile von da nach P—. Auch hier erfuhr er bald, daß Esther wirklich Christinn geworden sey, aber niemand wollte und konnte ihm von ihrem jetzigen Aufenthalte Nachricht geben; nur durch anhaltendes Forschen, nur durch wichtige Geschenke öffnete er den Mund der Nonnen, ihm ward durch dahin gesandte Vertraute die gewisse Nachricht, daß sie zu D— in B— wirklich

schon

schon Nonne geworden, wirklich schon das ewige Gelübde geleistet, all ihr Vermögen dem Kloster vergabet habe, und dort im Rufe der Heiligkeit lebe. Diese Schreckenspost vernichtete mit ein Mahl all die romantischen Plane, welche seine Liebe geträumt und entworfen hatte, er machte im ersten Augenblicke das edelste Gelübde, alles zu versuchen, um sie zur Flucht aus dem Kloster zu bewegen, und wollte sie seine Bitte nicht hören, mißlänge diese vielleicht, seine Tage ebenfalls in einem Kloster vertrauern. Mit diesem Vorsatze beschäftigt, durch die Hoffnung, daß er sie vielleicht doch retten werde, gestärkt, reiste er jetzt nach B—, und nahm seinen Weg absichtlich über D—.

Das Kloster lag in einem einsamen Thale, nur wenige Häuser umgaben es. Ein ansehnliches Gasthaus, das ehemahls Nahrung durch einen nahen Gesundheitsbrunnen erhalten hatte, nun aber durch die häufigen Wallfahrter nach der Klosterkirche ernährt wurde, lag zwar nahe an den Mauern des Klostergartens, aber kein Fenster gewährte dahin Aussicht, und Friedrich konnte nur die hohen Mauern, die seine Allgeliebte umschlossen, thatenlos anstaunen.

Um nicht Verdacht zu erregen, seinen treuen Dienern aber doch Zeit zum Nachforschen zu gönnen, stellte er sich drey Tage sehr krank, und verweilte zu seiner größten Pein die meiste Zeit im Bett und Zimmer. Die rastlosen Späher brachten ihm bald die gewisse Nachricht, daß die schöne

Esther unter dem Nahmen Angelica wirklich im Kloster lebe, und wegen ihrer großen Frömmigkeit und noch größeren Reichthumes dort allgemein geschätzt sey, aber nähere, bestimmtere Nachrichten folgten nun äußerst sparsam.

Am Abende des dritten Tages wußte Friedrich nicht viel mehr, nur war seinen Dienern erzählt worden, daß sie den Armen viel Gutes thue, und in der Kirche zwey prächtige Altäre erbauet habe, welche die Diener selbst betrachtet hatten, und vereint behaupteten, daß der heilige Friedrich, welcher auf einem derselben zur Verehrung aufgestellt war, ihrem Herrn äußerst ähnlich sähe. Diese letzte Nachricht weckte Hoffnung im Herzen des Liebenden, er ging am andern Morgen selbst nach der Kirche, fand, daß die Diener recht geurtheilt hatten, und schloß nun ganz natürlich, daß sein Andenken noch im Herzen der Unvergeßlichen leben müsse. Da er ohne Verdacht nicht länger bleiben konnte, bald ohne diesen wieder zurück kehren wollte, so eilte er nach der Hauptstadt des Landes, um dort ungehindert sichere Plane zur Rettung seiner Geliebten zu entwerfen.

Der Klosterwirth, welcher ihn einige Mahl besucht, und die Schmerzen seiner Kolik bemitleidet hatte, versicherte ihn, daß der nahe Gesundheitsbrunnen ein bewährtes Mittel gegen dieses Uebel sey, nur müsse man ihn wenigstens einen Monath lang trinken, dann aber mit einem Atteste des Arztes, und mit der besondern Erlaubniß des

Ordens-Visitators versehen seyn, weil vor langen Jahren die vielen Gäste die klösterliche Einsamkeit gestört hätten, und die jetzige allzu fromme Aebtissinn unter keinem andern Bedingniß einem Fremden den Aufenthalt gestatte. Auf diese Nachricht baute Friedrich die Grundfeste seines Plans, er erhielt in der Hauptstadt bald das erforderliche Attest und die noch nothwendigere Erlaubniß des Ordens-Visitators, er kaufte sich Pferde, und ließ weibliche Kleidung und Wäsche verfertigen. Seine zwey Bedienten, welche den Plan ihres Herrn kannten, wurden indeß mit einem Schlossergesellen bekannt, welcher behauptete, daß er ihren Herrn recht wohl kenne, und ihm Lebenslang dankbar seyn werde, weil er ihm auf seine dringende Bitte, wie er sich einst zu F — im Trunke anwerben ließ, die Freyheit geschenkt habe. Wie Friedrich dieß Abends durch die Bedienten erfuhr, so befahl er ihnen sogleich, diesen Menschen morgen mit dem Frühesten aufzusuchen und zu ihm zu führen. Sie erfüllten seinen Auftrag, und als Friedrich sich auch seiner erinnerte, von ihm nun im Gespräche vernahm, daß er kein Katholik, sondern ein Ausländer sey, und jetzt ohne Brot umher wandere, so trug er ihm seine Dienste an, die dieser mit Freuden annahm. Friedrich hoffte seine Kunst nöthig zu haben, und beschloß sogleich ihn Lebenslang zu versorgen, wenn er vielleicht durch seine Hülfe die Geliebte retten könne.

Als alles zur Ausführung bereit war, reiste

Friedrich nach D—. Er übergab seine erforderlichen Atteste dem erfreuten Wirthe, und dieser trug sie sogleich zur Aebtissinn, die gar keinen Anstand nahm, dem fremden kranken Herrn den Aufenthalt zu gestatten, doch ward dabey ausdrücklich bedungen, daß dieser sich nicht dem Sprachzimmer der Nonnen nahen sollte, weil dahin nur den Freunden und Anverwandten, aber keinem Fremden der Zutritt erlaubt sey.

Friedrichen kümmerte dieses Verboth wenig, weil er ohnehin überzeugt war, daß er dort ohne Entdeckung seine Geliebte nicht sprechen könne. Sein einziger Wunsch war jetzt nur dahin eingeschränkt, dieser in geheim und durch einige Zeilen seine Gegenwart kund zu machen, aber der kleine Wunsch war nicht so leicht ausgeführt. So sehr sich auch alle seine Diener bemühten, eine Bothinn zu finden, so entdeckten sie doch keine, welche dazu nur fähig schiene; weil alles, was im Orte wohnte, vom Kloster lebte, und es allen streng untersagt war, einen Brief, ohne solchen der Aebtissinn vorzuzeigen, im Kloster abzugeben.

Schon waren vierzehn Tage der Cur-Zeit verflossen, und Friedrich seinem Ziele noch nicht näher gerückt, schon verzweifelte er ganz an der Erreichung desselben, als er einst auf einem einsamen Spatziergange entdeckte, daß das Dach des Gasthauses über die hohe Mauer des Gartens empor rage, und freye Uebersicht desselben gewähren müsse. Er eilte dahin, erstieg mittelst einer Leiter die höch-

sten Sparren, hob einige Ziegel in die Höhe, und überblickte nun den ganzen Garten. Von diesem Augenblicke an lauerte er jeden Morgen, jeden Abend auf dem einsamen Boden des Hauses, wohin niemand kam, und keiner ihn störte. Schon am andern Abende erkannte er unter den lustwandelnden Nonnen seine Esther, sie hatte ihr Gärtchen nahe an demjenigen Theile der Mauer, welcher mit dem Gasthause gränzte, sie schlug ihren Schleyer zurück, er sah ihr schwarzes Haar, ihr leidendes Gesicht, und bewunderte die seltene romantische Anlage ihres Gärtchens.

Wie ihn die Erfahrung belehrte, daß sie oft noch im Garten weile, wenn schon alle andere ihn verlassen hatten, so gründete er auf diesen Umstand seinen Plan, den er endlich auch glücklich ausführte. Da von aussen keine Thür nach dem Garten führte, so wählte er die Kirche zum Platze der Rettung, weil er glaubte, daß die Nonnen Tag und Nacht solche ungehindert besuchen könnten. Er weihte seinen neuen Bedienten in das Geheimniß ein, dieser bedung sich vier Tage zur nöthigen Arbeit, und versicherte ihn am Morgen des fünften, daß er jetzt das Schloß der kleinen Kirchthür ohne Mühe zu allen Zeiten öffnen könne. Nun erfolgte, was ich meinen Lesern schon erzählt habe, und Caroline ward glücklich gerettet.

Der erste und einzige Wunsch der Liebenden war Vereinigung auf immer, die fromme, andächtige Caroline — so groß ist die Macht der Liebe —

machte nicht den geringsten Anstand, sich von nun an zur protestantischen Religion zu bekennen, weil dieß Bekenntniß nur ihr Gelübde lösen konnte, ihr Friedrich überdieß in derselben geboren und erzogen war. Da dieser nicht mit ihr nach D—, wo seine wachsame Familie bald ihre Herkunft entdeckt hätte, zurück kehren wollte, so beschlossen sie vereint, in den Europäischen Ländern umher zu reisen, und sich in diesen den angenehmsten Ort zu ihrem künftigen Wohnort zu erwählen. Ihr Weg führte sie durch ein kleines Herzogthum, welches damahls von einer sehr menschenfreundlichen und philosophischen Fürstinn regiert wurde, sie weilten hier einige Zeit, und suchten einen Priester, welcher sie in geheim trauen sollte. Schwerlich würden sie einen gefunden haben, weil es ihnen an allen erforderlichen Zeugnissen mangelte, wenn nicht ein Zufall ihren sehnlichsten Wunsch auf die angenehmste Art erfüllt hätte.

Carolinens Schönheit, die jetzt wieder aufs neue zu blühen begann, war eine von den wenigen, welche man allgemeine Schönheiten nennt. Jeder, welcher sie sah, mußte ihren Reitzen huldigen, und man sprach bald am Hofe der Fürstinn mit Entzücken von der schönen unbekannten Dame. Die Fürstinn ward dadurch zur Neugierde gereitzt, und ließ, nach ihrer so gefälligen und reitzenden Weise, Carolinen bitten, sie mit einem Besuche zu beehren. Friedrich unterrichtete Carolinen in allem, was sie sagen, wie sie sich benehmen sollte; aber die äu=

keit herab lassende und freundschaftliche Art, mit welcher die Fürstinn ihr begegnete, bezauberte bald Carolinen, riß sie sogar zum offenen Bekenntnisse ihrer ganzen merkwürdigen Geschichte hin. Die Fürstinn, welche die Macht der Liebe nur allzu gut kannte, selbst gegen große Hindernisse kämpfen mußte, ehe sie ihrem innig geliebten, nun verewigten Gatten die Hand reichen konnte, beehrte dieß Vertrauen mit Großmuth und Freundschaft.

Nach einigen Tagen ließ sie Friedrichen mit Carolinen nach ihrem Schlosse laden, und der Oberhofprediger verband sie auf ewig im geheimen Cabinette der Fürstinn, nachdem Caroline zuvor das Glaubensbekenntniß der protestantischen Religion abgelegt hatte. Die großmüthige Fürstinn war die einzige Zeuginn dieser Handlung, und schenkte Carolinen einen schönen Ring, den ihr Friedrich am Finger steckte, und den sie mit unverletzter Treue mit in ihr Grab zu nehmen geloben mußte.

Hier ist der Zeitpunct, in welchem ich — wenn ich anders die Wahrheit nicht verletzen will — meinen Lesern aufrichtig gestehen muß, daß die schöne Esther und die unglückliche, merkwürdige Alte ein und die nähmliche Person sey, und daß diese Erzählung die wahre Geschichte der letztern enthalte. Ob ich recht that, daß ich so lange schwieg, und meine Leser absichtlich irre führte? Ob ich die einzige Absicht, ihre Erwartung mehr zu reitzen und zu spannen, wirklich erreichte? mögen sie nun selbst entscheiden. Heil mir, wenn sie gelang! Vergebung,

wenn ich fehlte! Der Reitz war zu groß, da bis zu diesem Umstande die Geschichte, welche ihr Wahnsinn erfand, beynahe nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrem wahren Lebenslaufe enthält, so konnte ich ihm nicht widerstehen, und glaubte klüger zu handeln, wenn ich wenigstens bis hierher die Erwartung meiner Leser zu täuschen suchte.

Von jetzt an hat ihr Wahnsinn viele Begebenheiten aus ihrer wahren Geschichte echt und deutlich heraus gehoben, ich werde diese also nur kurz erwähnen, und nur dann umständlicher erzählen, wenn er wieder ganz vom Wege der Wahrheit abweicht. Friedrich würde wahrscheinlich mit seiner Gattinn dieß Herzogthum, dessen Fürstinn ihm allen Schutz versprach, nicht verlassen haben, wenn nicht jetzt erst die Folgen des großen Leidens sich in der zerrütteten Gesundheit Carolinens geäußert hätten. Die Aerzte verordneten Spaa, Friedrich reiste im folgenden Frühjahre wirklich mit Carolinen dahin ab, und nun erfolgten alle jene Begebenheiten, welche die Alte mir selbst in ihrem Wahnsinne erzählt hatte. Friedrich verspielte wirklich den größten Theil seines Vermögens zu Spaa, Pisa, Paris und London, er ward in der letztern Stadt wirklich ins Gefängniß gesetzt, und durch Carolinen mit dem Verkaufe ihres ganzen Schmuckes aus diesem errettet. Friedrichs Freunde, welche seine Mesallianz wahrscheinlich erfahren hatten, vereinigten sich wirklich zu seinem Verderben, lösten seine Schuldscheine ein, und kauften seine ererbten Güter in sehr geringem

Preise an sich; er ging wirklich mit ihr nach Hamburg, und wollte von da nach D— gehen, um wenigstens noch einige Trümmer seines so ansehnlichen Erbes zu retten, als er im Duelle tödtlich verwundet wurde, und in Carolinens Armen starb. Doch ist es falsch, daß sie zu London mit einer Tochter niederkam, ihr wahrer Zustand war weit schrecklicher; der unglückliche Friedrich hinterließ seine trostlose Gattinn zwar ohne alle Aussicht, ohne alles Vermögen, aber noch überdieß schwanger. Nach D — wollte und konnte die Verlassene nicht reisen, was hätte sie gegen die angesehenen Freunde ihres verstorbenen Gatten auszurichten vermocht, wie konnte sie — was kaum er selbst hoffte — von ihnen Unterstützung und Hülfe erwarten? Ihre einzige noch mögliche Hoffnung war auf die huldreiche Fürstinn gerichtet, welche sie bey der ehemahligen Abreise ihres vollen Schutzes versichert, sogar gebethen hatte, sich in jeder Noth kühn an sie zu verwenden, und dann thätige Hülfe zu erwarten. Caroline entließ zu Hamburg alle ihre Diener, gab, was sie noch entbehren konnte, und behielt nur so viel, um ohne Kummer bis ins Gebieth der freundschaftlichen Fürstinn reisen zu können.

Ehe ich den Erfolg dieser Reise weiter erzähle, muß ich zurückkehren ins Nonnenkloster, welches Caroline in den Armen ihres Friedrichs so schnell und unvorbereitet verlassen hatte. Das große Vertrauen, welches sie sich durch ihre große Frömmigkeit bey allen Nonnen erwarb, würde jeden Verdacht einer

absichtlichen Flucht verhindert haben, wenn jene nicht kurz nachher ihr Nonnenkleid im Winkel der Capelle und in demselben Friedrichs Brief gefunden hätten. Sie sandten diesen, weil sie ihn nicht lesen konnten, durch schnelle Bothen an ihren Propst, und erhielten bald eine getreue Uebersetzung, welche ihre wirkliche Flucht ganz bestätigte. Anfangs trösteten sich die Nonnen sehr leicht über den Verlust einer Meineidigen, die ihnen ihr ganzes und großes Vermögen zum Opfer und Ersatze hinterlassen hatte; als aber ein halbes Jahr nachher die Aebtissinn die Interessen dieser Capitalien erheben wollte, und die Inhaber derselben sich weigerten, sie gegen die Quittung des Klosters auszuzahlen, da sahen sie erst ein, daß ohne Carolinens Rückkehr auch dieses ganze, ansehnliche Vermögen für sie verloren sey. Caroline hatte schon, als sie zu P— Christinn wurde, nach dem Rathe der dortigen Nonnen ihr ganzes Vermögen wieder in verschiedenen Banken zinsbar angelegt, sie übergab, als sie zu D— wirklich Nonne wurde, zwar alle Obligationen und Versicherungsscheine der Aebtissinn, da diese aber ihr auf Lebenszeit den Genuß aller Interessen zugesichert hatte, so stellte Caroline noch immer die Quittungen darüber aus, und die Aebtissinn hielt es bisher vielleicht aus geheimen Absichten, vielleicht auch aus Mangel an gehöriger Einsicht für unnöthig, die Obligationen und Schuldscheine auf das Kloster umschreiben zu lassen. Ganz natürlich wars nun, daß der Wunsch, von Caro-

nens Aufenthalte Nachricht zu erhalten, sie womöglich wieder zur Rückkehr ins Kloster zu bewegen, äußerst lebhaft in dem Herzen der Aebtissinn erwachte. Ueberall wurden Späher ausgesandt, jedem Kloster der deutschen Provinzen die genaue Beschreibung ihrer Person zugeschickt, und alle mögliche Anstalten getroffen, um ihren Aufenthalt zu entdecken. Die vornehmsten Geistlichen in der Nähe und Ferne kundschafteten selbst zu Gunsten des betrogenen Klosters überall umher, und konnten wohl ihren ehemahligen, aber nicht jetzigen Wohnort erfahren, weil Caroline damahls schon mit ihrem Friedrich in Pisa war, und nicht mehr mit ihm nach Deutschland zurück kehrte.

Hätte die arme, verlassene Caroline in der Folge diesen besondern Umstand nur muthmaßen können, hätte sie aus einem protestantischen Lande den Nonnen geschrieben, diesen nur die Hälfte ihres Vermögens gehörig cedirt, sie würden ihr willig die andere Hälfte der ihnen ganz unnützen Schuldscheine übersendet, und sehr wahrscheinlich auch Ruhe und Sicherheit gelobt haben. Aber die trost- und hoffnungslose Caroline ahndete dieß sonderbare Glück nicht, sie durchreiste auf einer elenden Landkutsche einige Handelsstädte, wo die angewachsenen Interessen ihres Capitals gegen ihre bloße Quittung und Nahmensunterschrift zum Empfange lagen. Da sie alle ihre Hoffnung auf die Hülfe der großmüthigen Fürstinn setzte, und bald erfuhr, daß zwar ihr Sohn regiere, sie aber doch noch lebe, so

eilte sie auf dem nächsten Wege nach dem Herzogthum, und durchreiste einen Theil des katholischen Bisthums B—. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, als sie in einem kleinen Städtchen desselben anlangte, ein Kloster lag dem Gasthause gegen über, die Thür der Kirche stand offen, ihr Unglück hatte sie wieder andächtig gemacht, und ihr Gewissen geweckt, sie ging hinein, bethete dort anhaltend und lange. Wie sie wieder heraus trat, ging ein Mönch hinter ihr her, welcher bald mit ihr zu sprechen suchte, sie mit vielen Fragen belästigte, bis ins Gasthaus begleitete, dort aber zu ihrer größten Freude gleichgültigen Abschied nahm. Sie hatte aus den besondern Reden und Fragen des Mönchs Verdacht geschöpft, und jetzt erst überlegt, daß Entdeckung ihres ehemahligen Standes, ihr in einem katholischen Lande höchst nachtheilig werden könne. Sie forderte zur Vermeidung ähnlicher Zufälle von dem Wirthe ein besonderes Zimmer, und überlegte eben, um wie viel sich ihr sehr großes Unglück noch vergrößern könnte, als einige Gerichtspersonen ins Zimmer traten, ihre Pässe und ihre rechte Hand zu sehen verlangten. Caroline zeigte die erstern standhaft vor, zitterte aber sehr, als die gegenwärtigen den kleinen Finger der letztern sehr aufmerksam betrachteten, und mit dem Ausrufe: es ist richtig! wieder stillschweigend fortgingen. Sie hatte diesen Finger im Kloster durch einen Zufall gebrochen, er war merkbar krumm geheilt worden, und die Unglückliche ahndete mit Recht

sichere Entdeckung. Schon wollte sie entfliehen, all ihr weniges Habe zurück lassen, und zu Fuß forteilen, aber sie erblickte bald an ihrer Thür Wächter, und mußte auch diesem einzigen Rettungsmittel entsagen.

Nach einer angstvoll durchharrten halben Stunde nahten sich die Gerichtspersonen wieder, mit ihnen kamen einige Mönche, welche sie forschend anblickten und stillschweigend Platz nahmen. Das Verhör begann, man behandelte sie sehr hart, drohte mit noch härtern Zwangsmitteln, und die hülflose Caroline gestand bald, daß sie wirklich Nonne zu D— in B— war, und in den Armen eines bereits verstorbenen Officiers aus dem Kloster entflohen sey. Sie schauderte zurück, als man ihr trocken ankündigte, daß sie in dieses wieder zurück kehren müsse, sie gestand nun auch, daß sie schwanger sey, aber man verlachte diese schreckliche Wahrheit, als eine kahle Ausflucht, und führte sie um Mitternacht nach dem Rathhause, wo sie in einem engvergitterten Zimmer verwahrt wurde. Gedanken des Selbstmordes beschäftigten den folgenden Tag ihre Seele, würden wahrscheinlich gesiegt haben, wenn nicht die Erinnerung an das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, diesen schrecklichen Entschluß vernichtet, sie wenigstens bis zu seiner Geburt zur Ausdauer ermahnt hätte.

Am Abende, der diesem qualvollen Tage folgte, ward sie nach einem verschlossenen Wagen geführt, ein altes Weib und zwey Mönche nahmen neben

ihr Platz. Das Weib war zu ihrer Bedienung bestimmt, die Mönche wahrscheinlich zu ihren Wächtern, denn sie folgten ihr überall, und übernachteten auf der Reise, die sechs Tage dauerte, meistens nur in Klöstern, wo Caroline mit ihrer Wächterinn in ein besonderes Zimmer versperrt wurde. Sie hatte wenig Geld und keine Kostbarkeiten bey sich, nur den Ring, welchen ihr die gütige Fürstinn schenkte, hatte sie stets heilig aufbewahrt, wollte ihn, als den Beweis ihrer unverletzten Treue derselben vorzeigen, und verbarg ihn jetzt zur Nachtszeit sorgfältig in die Falten ihres Unterrocks, weil überdieß Friedrichs Nahme darein gegraben war, und er außer dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug, das einzige Andenken war, welches ihr Noth und Zufall nicht geraubt hatte.

Sie sank in eine anhaltende Ohnmacht, als die hartherzigen Mönche ihr am Ende der Reise von Ferne die Thürme des Klosters zeigten, wo sie nun ewig eingekerkert schmachten sollte; sie sank abermahls zu Boden, als die fürchterliche Pforte sich wahrscheinlich auf ewig hinter ihrem Rücken schloß. Die Nonnen überhäuften sie zwar mit den bittersten Vorwürfen, äußerten aber doch auch über ihre unerwartete, und so unverhoffte Ankunft des nun geretteten Vermögens wegen die größte Freude. Caroline ward zwar in einer hohen, engen, fest vergitterten Zelle verwahrt, aber sanfter und menschlicher behandelt, als sie vermuthet hatte. Die vorige Aebtissinn war gestorben, eine jüngere, einst

mit ihr sehr vertraute Schwester, war seit kurzem erst an ihre Stelle gewählt worden, die Unglückliche wähnte daher mit Recht, daß diese Erbarmen an ihr üben, und Mitleid mit ihrem elenden Zustande haben würde. Aber sie betrog sich; die neue Aebtissinn mußte die Klostergesetze und die Forderung der ältern Schwester erfüllen, konnte nur sehr wenig zur Linderung ihres schrecklichen Schicksals beytragen, das nur dann erst begann, als sie die erforderliche Cession ihres ganzen Vermögens ausgestellt hatte, und die Nonnen durch Erhebung der Interessen, und durch Erfahrung überzeugt waren, daß sie der Unglücklichen Hülfe nicht mehr bedurften.

Caroline mußte dann vor der vollen Versammlung der Nonnen in einem härenen, schwarzen Sacke mit einer gelben Kerze in der Hand erscheinen, und ihr Urtheil anhören. Es war grauenvoll und schrecklich. Schon längst hatten die Päpste alle Mönche und Nonnen, welche ihr Gelübde brachen, und das Kloster treulos verließen, mit dem Bannfluche belegt, den niemand als sie selbst lösen konnten. Dieser Bann ward jetzt mit allen seinen schrecklichen Wirkungen der unglücklichen Caroline kund gemacht. Du bist, lauteten die Donnerworte, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Kirche, verstoßen aus unserer Mitte, verbannt in nie sich öffnenden Kerker. Du darfst nicht betreten die heilige Schwelle des Gotteshauses, hast keinen Theil an unserm Gebethe, du kannst bethen, kannst bereuen, aber dein Gebeth wird der Sturmwind fruchtlos verwehen, und dei-

ne Reue Gottes Barmherzigkeit nicht erweichen, denn er hat auf die Bitte seiner Diener, seine Augen von dir abgewandt, und sein Ohr vor deinem Flehen verschlossen. Verflucht sind deine Hände und Füße, verflucht alle deine Gliedmaßen, verflucht dein ganzer Körper, verflucht und ewig verdammt deine Seele, wenn derjenige nicht löst, der den Löse- und Bindeschlüssel in Händen hat. Verflucht sind alle, welche mit dir in fernerer Gemeinschaft leben! Verflucht sey diejenige, welche mit dir ein Wort des Trostes spricht! Verflucht sey jede, welche dir Labung gewährt, wenn du krank bist, oder dir in deinem Todeskampfe beysteht! Verflucht sey endlich die Hand, welche dir mehr als Brot und Wasser reicht! Dieß ist das schreckliche Urtheil, fuhr die Aebtissinn fort, welches ich im Nahmen des heiligen Oberhauptes unserer Kirche über dich auszusprechen verordnet worden bin, damit aber nicht Verzweiflung deine Seele ergreift, so wisse, daß wir uns, ob du es gleich nicht verdienst, zum Throne des heiligen Vaters nahen, und um deine Lösung flehen werden. Bis dahin harre im Kerker, bis dahin rufe aus der Tiefe zum Ewigen empor, damit er das Herz seines Statthalters auf Erden erweiche, und dich fähig mache, durch echte Reue und Buße den Himmel wieder zu gewinnen, den du so muthwillig verscherzet hast.

Caroline (im standhaften Tone.) Muthig und entschlossen würde ich in meinen Kerker wandern, ruhig büßen, was ich verbrochen habe,

denn

denn derjenige, welcher jedes Haar auf dem Haupte des Menschen gezählt hat, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fallen kann, würde Trotz eures schrecklichen Fluchs, mein Schutz und Schirm seyn, mit mir enden nach seiner unermeßlichen Barmherzigkeit; aber — — (sie ringt weinend ihre Hände) aber ich bin schwanger! Fühlts, denn ihr seyd Menschen! Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das schuldlos am Verbrechen der Mutter ist, und nicht büßen kann ihre Sünden! Erbarmt euch des Ungebornen, übt wenigstens Barmherzigkeit an diesem!

Einige Nonnen. Verflucht sey's mit ihr, der unauslöschliche Beweis ihres Meineides! Sie hat unser Kloster mit Schande überhäuft, Fluch und Tod verdient!

Caroline. Segnet die, welche euch fluchen! So sprach der göttliche Stifter unserer Religion, ich will ihn nachahmen, und die Wirkung erwarten! Gottes Segen sey mit euch! thut, was euch gefällt, ich habe nun geendet.

Aebtissinn. Wir müssen dem Gebothe der Kirche gehorchen, ich kann dein Schicksal nicht lindern, aber ich werde über diesen höchst traurigen Zustand Bericht erstatten, und dann der Verordnung gemäß handeln.

Caroline ward nun in Begleitung aller Nonnen nach dem bestimmten Kerker geführt. Wie sich die eiserne Thür desselben öffnete, schauderte sie zurück, aber sie ward hinein gestoßen, und die Thür

hinter ihr verschlossen. Drey Schlösser verwahrten solche, die Aebtissinn, die Priorinn und die Subpriorinn mußte immer eines derselben verschließen, und den Schlüssel in Verwahrung nehmen. Jede drückte noch überdieß ihr Siegel daran, damit niemand die Thür öffnen könne. An der rechten Seite derselben war eine runde Maschine von Eisenblech angebracht, welche halb offen war, und sich auf ihrer Achse rund herum bewegte. Wenn nun die Nonnen der armen Gefangnen ihr tägliches Brot und Wasser brachten, so drehten sie die Oeffnung in den Kerker, der verschlossene Theil der Maschine trat dann heraus, und verhinderte die Ueberbringerinn die Gefangene zu sehen oder zu sprechen. Der Kerker selbst enthielt ein förmliches Quadrat, das vier Ehlen breit und lang war, ein kleines engvergittertes Fenster erleuchtete solchen nur sparsam, ein hölzerner Tisch und Stuhl, ein schwarzer Sarg, waren die einzigen Geräthe, welche sich darin befanden. Der Sarg war mit zwey härenen Decken gefüllt, und diente der Gefangenen zum Bette; kein Buch, kein Arbeitsgeräthe war ihr vergönnt, sie durfte sich mit nichts beschäftigen, sollte nur die Größe ihres Verbrechens erwägen, und ewig büßen. Daß übrigens die Gefangene durch eben diese Maschine die nöthige Wäsche erhielt, durch eine andere ähnliche Maschine sich jedes Unraths entledigen konnte, muß ich noch um deßwillen anführen, damit ich nicht schwärzeres Licht über die ehemahligen Klostergefängnisse verbreite.

Wahrscheinlich handelte die Aebtissinn edler, als sie sprach, denn nach drey Monathen langte durch ihre Vermittelung nicht allein die Lösung des Bannes im Kloster an, sondern der Gefangenen ward auch zugleich ein weit milderes Schicksal bestimmt. Sie hat, lautete die Verordnung, genug gebüßt, und muß nun, da die Kirche sie wieder in ihren Schooß aufnimmt, menschlicher behandelt werden. Sollte sie wirklich schwanger seyn, so ward der Aebtissinn die Sorge für ihre glückliche Niederkunft ans Herz gelegt, den Nonnen aber zugleich aufgetragen, zur Vermeidung des Aergernisses das neugeborne Kind, auf eine schickliche und geheime Art sogleich aus dem Kloster zu entfernen, jedoch in Ansehung des großen Vermögens der Mutter für die Erziehung desselben Sorge zu tragen, und die Mutter bis an ihren Tod so zu verpflegen, daß sie einst ihren Tod nicht zu verantworten hätten.

Viele der Nonnen freuten sich über diese Nachricht, nur wenige fanden die Strafe für solch ein schreckliches Verbrechen zu gering, und meinten, daß das große Vermögen der Verbrecherinn keine Rücksicht verdiene. Als man den Kerker öffnete, fand man Carolinen so gesund als möglich, sie empfing die freudige Nachricht, ohne ein Gefühl der Freude zu äußern, und hörte gleichgültig zu, wie der Beichtvater des Klosters sie von ihrem Banne lossprach. Ihre Schwangerschaft hatte den höchsten Grad erreicht, spätere Hülfe würde sie und ihr Kind vielleicht todt gefunden haben. Man führte sie nach

dem Krankenhause, wo sie in einer abgesonderten Zelle zwar immer noch als eine Gefangene verwahrt, aber doch von einer besondern Wärterinn bedient, und vom Tische der Nonnen gespeiset wurde. Sie sprach äußerst wenig, oft viele Tage hinter einander gar nicht, saß nur immer gedankenvoll auf ihrem Bette, und starrte Stunden lang einen und den nähmlichen Gegenstand an. Ehe noch volle vierzehn Tage verflossen, nahte sich die Stunde ihrer Geburt. Die Hülfe war gering, ihr Leiden groß, aber sie duldete gelassen, und gebar endlich in der folgenden Nacht eine gesunde Tochter. Wie die Wärterinn solche in ihre Arme legte, und Caroline ihres Gatten Ebenbild in ihr erblickte, da siegte Natur und Liebe, das Gefühl einer Muttrr erwachte, Freude und Wonne kehrte in ihr ödes Herz zurück, sie äußerte solche durch Worte, und sprach in dieser Stunde mehr, als sie die ganze Zeit vorher gesprocyen hatte.

Am Morgen meldete die Wärterinn der Aebtissinn die Geburt des Kindes, da schon im Voraus geheime Anstalt getroffen war, so befahl diese sogleich, die bestellte Amme zu rufen, und ihr das Kind zu übergeben. Caroline war eben in ersten ruhigen Schlaf versunken, als man ihr das Schmerzenkind sanft aus ihren mütterlichen Armen nahm, und es aus dem Kloster sandte. Wie sie erwachte, blickte sie ängstlich umher, und forschte nach ihrem Kinde. Sie habens ermordet, sie habens getödtet! schrie sie verzweifelnd. als die Wärterinn ihr berich-

tete, daß man es einer Amme zur Pflege überge=ben habe. Sie forderte es mit Ingrimm zurück; wie man ihr aber solches standhaft verweigerte, ihr sogar die Bitte, es noch ein Mahl zu sehen, hart=näckig abschlug, da begann sie fürchterlich zu rasen. Nur mit größter Mühe konnte mans verhindern, daß sie die Wärterinn nicht erdrosselte; man mußte ihr eine andere ordnen, weil schon der Anblick der=selben sie in die größte Wuth versetzte. Ein hitziges Fieber, welches sie Tages darauf ergriff, schien ihr Leben enden zu wollen, aber die Natur siegte, sie genas, und ihre Raserey verwandelte sich in einen glücklichen Wahnsinn, welcher ihre Einbildungs=kraft irre führte, und ihr gewährte, was ihr die Gesetze nicht erlauben konnten. Sie bildete sich bald aus Wäsche und andern Flecken ein Kind, daß sie mit der größten Sorgfalt pflegte und wartete, sie that niemand etwas zu leide, aber weh derjenigen, welche es nur versuchen wollte, ihr die elende Puppe zu rauben, sie war dann Tage lang nicht zu be=sänftigen, und wachte nachher immer einige Nächte am Bette des kleinen Abgotts. Auf den Rath des Klosterarztes ward ihr mehr Freyheit verstattet, sie konnte im Garten und Kreuzgange umher wandeln, aber sie thats sehr selten, weil man ihr nicht er=laubte, die Puppe mitzunehmen.

Als sie einst in der Zelle einer Nonne einen Haubenstock erblickte, stürzte sie wild hinein, um=armte den Klotz mit innigstem Gefühle, und rief freudetrunken aus: Nun habe ich mein geraubtes Kind

wieder! Sie warf die sonst so schätzbare Puppe in einen Winkel, und der Haubenstock vertrat von nun an die Stelle derselben. Ihre einzige Beschäftigung war die Pflege und Wartung des Kindes, oft schlich sie traurig und weinend in den Klostergängen umher, wenn man dann nach der Ursache ihrer Trauer forschte, so erzählte sie mit dem schmerzhaftesten Gefühle und der innigsten Rührung, daß ihr Kind krank sey, und mit dem Tode kämpfe. Sie flehte oft die Vorübergehenden um Arzeney an, und dankte aufs innigste, wenn es sich ihrer Einbildung nach mit dem Kleinen besserte. Sie verrieth übrigens in allen ihren Gesprächen nicht die geringste Spur eines weitern Wahnsinnes, sie erzählte oft den Nonnen Stunden lang von den Städten und Ländern, welche sie an der Seite ihres Friedrichs durchreiset hatte, sie war vorsichtig genug, die zweyte Veränderung ihrer Religion und die wirkliche Heirath mit ihm nie zu erwähnen, beydes blieb den Nonnen ein Geheimniß. Nur in der spätern Folge ward ihr auch das Gedächtniß ungetreu, sie verwechselte Friedrichs Geschichte mit der ihrigen, sprach viel von einer barbarischen Mutter, von einem harten Onkel, der sie noch immer verfolge, ihr alle ihre Landgüter geraubt habe, und solche nicht wieder zurück geben wolle. Sie vergaß es endlich ganz, daß sie Nonne sey, verlangte, daß man ihr als einer vornehmen Dame begegnen soll, und duldete kein Nonnenkleid mehr an ihrem Körper.

Da sich der Haß ihrer Mitschwestern durch ihren unglücklichen Zustand sehr gemindert hatte, da jene überdieß dem großen Vermögen der armen Caroline ihren größern Wohlstand zu danken hatten, so duldete man jetzt ihre Launen mit vieler Nachsicht; die Aebtissinn ließ ihr weltliche Kleider machen, und würde ihr längst schon ihr Kind zurück gegeben haben, wenn es nicht im zweyten Monathe seines Alters gestorben wäre. Lange Zeit nachher kam zur Nachtszeit Feuer im Kloster aus, es wüthete eben ein gewaltiger Sturmwind, und ehe die schlafenden Nonnen erwachten, standen schon alle Gebäude in hellen Flammen. Alles rettete sich in der größten Eile und Verwirrung. Wie sich die Nonnen am Morgen wieder sammelten, vermißten sie vier ihrer Mitschwestern, und unter diesen auch die unglückliche Caroline. Alle glaubten, daß auch sie ein Raub der Flamme geworden sey, und — Ehre dem Ehre gebühret — viele weihten ihrer Asche eine dankbare Thräne, den nur ihr großes Vermögen setzte die Nonnen in Stand, das Kloster schnell, weit schöner, und ohne Schulden wieder aufbauen zu können.

Daß Caroline nicht in den Flammen umkam, daß sie sogar auch das Kind ihres Wahnsinns rettete, beweist die Folge, wie sie aber entkam, und ungehindert den weiten Weg nach Böhmen machte, wie sie sich endlich auf dieser Reise ernährte, bin ich nicht im Stande zu erzählen. Eben so wenig vermag ich die Ursache anzugeben: Wie es gesche-

hen konnte, daß eine Wahnsinnige ihre eigne, wahre Lebensgeschichte so ganz vergaß, und dagegen eine erdichtete, aber doch sehr wahrscheinliche Geschichte erfand? Die Wirkungen des Wahnsinnes sind oft sehr merkwürdig; nur Schade, daß ich sie hier nicht enthüllen kann. Wenn man die Zeit, in welcher das Kloster abbrannte, mit ihrer Ankunft in Böhmen vergleicht, so ists erwiesen, daß sie länger als ein Jahr hülflos in der Welt umher irrte. Ob sie vielleicht in dieser Zeit Ideen zu dieser Geschichte sammelte, läßt sich nur vermuthen, aber nicht behaupten.

Wahrscheinlich würde die unglückliche Caroline ihr Leben in dem einsamen Dorfe geendet haben, wenn nicht ein neuer Zufall, oder vielmehr der Vorsehung Wille ihr Schicksal verbessert hätte. Die großmüthige Fürstinn, welche Carolinen den kostbaren Trauring schenkte, gedachte ihrer noch sehr oft, und verwunderte sich immer, daß sie, ihrem Versprechen gemäß, nicht wieder in ihr Land zurück gekehrt sey. Gott weiß, fügte sie dann stets hinzu, wie es jetzt der Armen geht, ich gäbe viel darum, wenn ich von ihrem Schicksale näher unterrichtet wäre. Als sie nachher die Regierung ihrem Sohne übergab, und viele Jahre schon auf ihrem Lustschlosse ruhte, sprach man einst an ihrer Tafel von einigen besondern Schönheiten. Dieß Gespräch erinnerte die Fürstinn aufs neue an die noch nie ganz vergessene, schöne Caroline, sie äußerte die nähmlichen Gesinnungen, und ein fremder Graf, welcher

eben an der Tafel speiste, erzählte nun der Fürstinn, daß er einen alten Diener habe, welcher viele Jahre bey Friedrichen diente, und sehr viel von ihm und Carolinen zu erzählen wisse. Die Fürstinn verlangte diesen zu sprechen, und er erschien am andern Morgen in ihrem Cabinette.

Da es eben derjenige war, welcher Friedrichen schon zu F— diente, mit ihm nach den Inseln schiffte, und erst nach seinem Tode von der trostlosen Caroline entlassen wurde, so konnte er die Neugierde der Fürstinn in vollem Maße befriedigen. Sie schenkte der Unglücklichen ihr ganzes Mitleid, sie weinte, als sie durch eben diesen Bedienten erfuhr, daß sie auf der Reise zu ihr in einem kleinen Städtchen sey angehalten, und gefangen nach dem Kloster geführt worden. Der alte Diener war ihr aus echter, aufrichtiger Treue nachgereiset, er wollte ihr aufs neue seine Dienste ohne Absicht auf Vergeltung anbiethen, und hatte die schreckliche Nachricht aus dem Munde des Wirthes, in dessen Hause sie arretirt wurde, vernommen. Auch mir, sagte der treue Diener, als er die Fürstinn weinen sah, hat ihr Andenken manche Thräne gekostet! Wenn ich aber nicht ganz irre, so muß sie wieder aus dem Gefängnisse des Klosters entflohen seyn, denn vor sechs Jahren las ich in den Zeitungen eine Beschreibung von einer Wahnsinnigen, die ihr ganz ähnlich war, ich habe das Blatt ausdrücklich deßwegen aufgehoben, und will jetzt Euer Durchlaucht urtheilen lassen: Ob ich mich irre? Er überreichte

nun dieß Blatt der Fürstinn, sie erkannte in der Beschreibung sogleich Carolinen, weil überdieß die Kennzeichen des Ringes so deutlich darin enthalten waren. Sie ward aufs äußerste gerührt, als sie las, daß die arme, elende Wahnsinnige diesen Ring nie von sich geben, und mit in ihr Grab nehmen wolle.

Sie sandte schon am andern Tage einen alten Haushofmeister, welcher Carolinen ehemahls gesehen hatte, nach Böhmen ab, trug ihm auf, nachzuforschen: Ob die Unglückliche noch lebe, und bey dem Abte anzufragen: Ob man solche freywillig ihrer Versorgung überlassen wolle? Der Haushofmeister vollzog den Befehl seiner Gebietherinn aufs genauste, er war derjenige, welcher nach der Aussage des Pfarrers mit der Alten in einer fremden Sprache redete. Er fragte sie: Ob sie sich der Fürstinn nicht mehr erinnere? Ob sie nicht mit ihm dahin reisen wolle? Aber ihr Wahnsinn gab ihm sehr verwirrte Antworten, er mußte ohne ihren Entschluß zu erfahren, abreisen, doch brachte er der Fürstinn die Versicherung des Abtes, daß man sie ohne die geringste Hinderniß ihrer Fürsorge überlassen werde. Diese sandte dann in der Folge einen eignen Wagen dahin ab, und Caroline wurde sogleich ausgeliefert. Damahls machte man im Kloster verschiedene Glossen: wer die Alte wohl seyn müsse, da eine Fürstinn sich ihrer annähme, sie in einem Wagen mit vier Pferden abhohlen lasse? Aber bald erfuhr man durch einen fremden Geistlichen, dem

man dieß alles erzählte, Carolinens wahre und echte Geschichte. Briefe, welche nachher mit dem entfernten Nonnenkloster gewechselt wurden, setzten solche außer Zweifel, und man unterdrückte absichtlich die ganze Begebenheit, weil man sich Vorwürfe machte, daß man eine Nonne an eine protestantische Fürstinn ausgeliefert habe.

Diese erhabene Edle genoß die Früchte ihrer Wohlthaten nicht; die unglückliche Wahnsinnige nahm sie für ihre Mutter, welche sich ihre Einbildungskraft zwar einst todt, aber jetzt wieder lebend dachte. Sie machte der Großmüthigen die heftigsten Vorwürfe, forderte im Nahmen ihres Kindes die Güter zurück, welche sie ihr einst entrissen hätte, und behauptete kühn, daß der Fürstinn Schloß diesem gehöre. Die Fürstinn beweinte die Unglückliche noch oft, sie räumte ihr ein schönes Haus zu ihrer Wohnung ein, ließ sie anständig bedienen, und sorgfältig verpflegen. Sie verweigerte sie schlechterdings den Nonnen, welche durch die Mönche von ihrem Leben und Aufenthalte unterrichtet, um ihre Auslieferung ansuchten.

Die Unglückliche ward nach einem halben Jahre krank, und eine heftige Lungenentzündung endete ihr Leben. Zwey Tage vor ihrem Tode kehrte ihr Verstand vollkommen zurück; man meldete es der Fürstinn, sie eilte herbey, und die Kranke dankte ihr jetzt mit einer Innigkeit, die allen Anwesenden Thränen entlockte. Auf ausdrücklichem Befehl der Fürstinn ward der Ring und der Haubenstock, wel-

chen sie im Todeskampfe wieder forderte und an ihr Herz drückte, mit ihr begraben. Ihr Körper ruht in dem großen Garten des Schlosses; man muß sich durch Dornenhecken hindurch winden, wenn man das schöne Grabmahl der unglücklichen Liebe näher betrachten will. Es stellt die Ruinen eines Tempels vor, der wahrscheinlich einst der Liebe geheiligt war. Die Statuen des Amors, des Hymen, und der Venus liegen am Eingange verstümmelt, die Fackel des Hymen, die Pfeile des Amors, die schnäbelnden Tauben der Venus, sind zerbrochen. Epheu und Wintergrün kriechen auf den Ruinen umher, und werden bald alles bedecken. Viele Turteltauben hecken in den Höhlen und Löchern. Das freche Gelächter des buhlenden Taubers contrastirt mit der tiefen Stille, welche in diesen Ruinen herrscht; aber der klagende schmachtende Ruf der verlassenen Täubinn erinnert lebhaft an die Unglückliche, welche hier ruht.

Franz L—r.

Baron M— besaß großen Reichthum und viele Güter. Er war von früher Jugend an ein Liebling des sonst so veränderlichen und launischen Schicksals, jede seiner Unternehmungen ward mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt, jeder seiner oft kühnen Wünsche erreichte glücklich das ausgesteckte Ziel, nur in einem einzigen Falle konnte das Kind des Glücks den sehnlichsten seiner Wünsche nie erfüllt sehen. Er heirathete drey der schönsten Mädchen, sie liebten ihn innig und zärtlich, aber sie starben alle, ehe sie ihm einen Erben schenkten; er nahm die vierte Frau, in dem ersten Jahre der Ehe erschien schon die Hoffnung eines nahenden Erben, sie gebar ihm wirklich eine Tochter, aber ihr Leben war der Mutter Tod, und M— ward auf's neue Witwer. Nur der Gedanke, daß er jetzt einen Erben besitze, tröstete ihn über den frühen Verlust seiner Gattinn, aber bald schien auch dieser Trost wieder weichen zu wollen. Man nahm in der schweren Geburt mehr Rücksicht auf die Erhaltung der Mutter, als auf das Leben des Kindes, und dieß mußte jetzt die Folgen büßen. Durch sechs lange Monathe schwebte die

kleine Wilhelmine immer zwischen Leben und Tod, jeden Morgen forschte der Vater ängstlich: ob seine Hoffnung schon geendet habe? Ob sein einziges Kind schon im Sarge ruhe? Nach dieser Zeit wurden im endlich tröstlichere Nachrichten, die geliebte Tochter fing an zu gedeihen, war nicht mehr so krank, und lächelte oft, wenn der gute Vater sie in seinen Armen wiegte. Aber bald ward diese angenehme Hoffnung durch neuen Kummer verbittert, Wilhelmine bekam die Blattern, das ganze Gift derselben zog sich in die Augen des Kindes, die Hülfe der geschicktesten Aerzte war vergebens, Wilhelmine genas, aber ihre Augen waren ein Raub der Blattern geworden, sie blieb ganz blind.

Von diesem Augenblicke an war dauerhafte Gesundheit das Loos der armen Kleinen, sie blühte gleich einer Rose, und sah ganz einem Amor ähnlich, wenn man ihre geschlossenen Augenlieder mit einem schwarzen Bande bedeckte. Das unverschuldete Unglück raubte ihr nicht die Liebe des Vaters, sie ward ihm dadurch werther und theuerer, er war noch nicht funfzig Jahr alt, aber er heirathete nicht mehr, damit er sein blindes Kind wenigstens mit all seinem Reichthume beglücken könne.

Wilhelmine ward in der Folge eines der schönsten Mädchen ihres Zeitalters, die schwarze Binde, welche stets ihre Augen deckte, hinderte ihre Reitze nicht, erhöhte sie vielmehr. Man konnte, wenn man in ihr holdes Angesicht blickte, sie ausdrucksvoll sprechen hörte, ihr Liebe und Bewunderung selten ver-

sagen, man war froh, daß sich ihr Auge nicht enthülle, weil man allzu stark besiegt zu werden fürchtete; man dankte ihr, daß sie nur sanft regieren wolle, wo sie doch unumschränkte Siegerinn seyn konnte. Sie verrieth in ihrer frühen Jugend schon die herrlichsten Talente, und besaß sie in der Folge wirklich. Ihr wahrhaft großes Genie, ihre unermüdete, ausharrende Geduld überwand die größten Schwierigkeiten, und erregte Staunen. Sie war in allen weiblichen Künsten erfahren, sie konnte stricken, nähen und Spitzen klöppeln, sie schrieb nicht allein schöne Buchstaben, sondern auch sehr schöne Briefe. Das feine unglaublich zarte Gefühl ihrer Finger vertrat beynahe die Stelle ihrer Augen, sie konnte durch bloßes Berühren die Farben der leinenen und wollenen Zeuge bestimmen, wer ihr einmahl seine Hand reichte, der ward zum zweyten Mahle sicher an dieser von ihr erkannt.

Ihr Geruch war eben so fein, durch seine Hülfe unterschied sie jede Gattung des Holzes, der Blumen, Kräuter, Thiere, Vögel und Fische, wenn sie solche auch nicht berührt hatte. Sie war Meisterinn all ihrer Geberden, und sprach mit einem reitzenden, bezaubernden Ausdrucke, die Idee einer weiblichen oder männlichen Schönheit, war ihr freylich unbekannt, aber sie erschuf sich eine eigene. Schön war bey ihr der Mann, welcher vernünftig und melodisch sprach, er mußte überdieß groß von Person seyn, denn nach ihrer Idee konnte ein kleiner Mann nicht Anspruch auf Schönheit machen.

Ihr reicher Vater sparte keine Kosten, um seine Wilhelmine immer mehr zu vervollkommnen, und ihr Gelegenheit zu verschaffen, neue Kenntnisse zu sammeln. Er wohnte zwar mit ihr auf einem seiner Landgüter, aber er besoldete mehrere Lehrmeister und Lehrerinnen, welche seine Tochter unterrichten, und ihr alle neue Bücher vorlesen mußten. Sie sprach französisch, englisch, und italiänisch, und verdankte diese Sprachkenntniß mehr ihrem vortrefflichen Gedächtnisse, als der Geschicklichkeit ihrer Lehrer.

Wie sie sechzehn Jahr alt war, äußerte sie ein heftiges Verlangen, den Flügel spielen zu lernen. Der Sohn des Schulmeisters, welcher im nahen Dorfe wohnte, war eben von der Universität zurück gekommen, er spielte an einem Sonntage mit großer Geschwindigkeit und mit noch größerer Anmuth die Orgel, sein Spiel entzückte Wilhelminen, sie wünschte eben so schön zu spielen, und Franz, so hieß des Schulmeisters Sohn, ward bald hernach ihr Lehrer.

Franz war ein schöner, sanfter Jüngling, er hatte nach des Vaters Willen die Theologie studiert, und sollte, wenn der Himmel seinen Segen und der Baron seinen Willen dazu gäbe, einst auf den Gütern des letztern eine Pfarre erhalten. Vater und Sohn waren gleich stark erfreut, als ihnen der Baron das Verlangen seiner Tochter vortrug, und in den gnädigsten Ausdrücken hinzu fügte, daß, wenn seine Mühe mit gutem Erfolge gekrönt würde, er zum Lohn die erste ledige Pfarre erhalten sollte.

Wie der Flügel, sammt einem prächtigen For-

tepiano aus der Stadt anlangte, zog Franz aufs Schloß, und begann seinen Unterricht. Anfangs schränkte sich dieser nur auf zwey Stunden des Tages ein, bald fand aber Wilhelmine größern, und nach kurzer Zeit so innigen Geschmack an der Musik, daß sie oft den ganzen Tag dazu verwendete, und bald auch in dieser Kunst die Bewunderung aller erregte. Franzens Eifer ermüdete nie, er war wirklich sehr geschickt, und erfand verschiedene Methoden, wodurch er seiner blinden Schülerinn den Unterricht sehr erleichterte. Sie war dankbar, und lohnte seine Mühe mit ansehnlichen Geschenken. Er sang einen äußerst angenehmen Tenor, mußte Wilhelminen oft Stunden lang vorsingen, und erntete ihren Beyfall im vollen Maße.

Ehe noch ein Jahr verging, fühlte Wilhelmine, daß nicht allein Dankbarkeit, sondern auch wahre, echte Liebe ihr Franzens Umgang so angenehm und nothwendig machten. Der seltene Eifer des Jünglings, seine unermüdete Geduld im Unterrichte, seine edle Seele, sein gutes redliches Herz, das sich bey jeder Gelegenheit so vortheilhaft auszeichnete, seine sanfte, melodische Stimme, das allgemeine Lob seiner Schönheit, hatte unbemerkt ihr Herz gefesselt, und fing nun mächtig an, Gegenliebe zu heischen. Oft sprach sie mit ihm von seiner künftigen Bestimmung, und forschte dann ängstlich: Ob er sich schon eine Gattinn auserkohren habe? Freudig klopfte ihr Herz, wenn der gute Jüngling diese Frage im aufrichtigsten Tone verneinte, aber weh that es auch diesem,

wenn er den sanften Händedruck, den er zum Lohne für diese Nachricht erhielt, nicht erwiederte, wohl gar die Hand zitternd zurück zog.

Eben hatte die schmachtende Wilhelmine mit ihrem Herzen Rath gehalten, und war belehrt worden, daß es nicht länger hoffnungslos schmachten wolle, als Franz in ihr Zimmer trat. Sie kannte seine Schritte schon von Ferne, und freute sich seiner Ankunft. Er machte ihr sein gewöhnliches ehrfurchtsvolles Compliment, und trat stillschweigend ans Fenster. Die tiefen Seufzer, welche dann und wann unwillkührlich seine Brust hoben, überzeugten Wilhelminen, daß ihr Liebling leide, sie forschte theilnehmend nach der Ursache seines Kummers.

Franz. Der Pfarrer zu L— ist heute Nacht gestorben.

Wilhelmine. Tröste Gott seine arme Witwe, seine unerzogenen Kinder.

Franz (stotternd.) Der Herr Baron hatten die Gnade mir zu versprechen —— Wenn sie keine Mühe, keinen Fleiß im Unterrichte meiner Tochter sparen, sagte er, so sollen sie die erste ledige Pfarrstelle erhalten. — — Ich weiß nun nicht, ob ich von dieser Seite einiges Lob verdiene, ob ich — —

Wilhelmine (feurig.) Und sollte ich mir auch für die Zukunft alles Vergnügen, alle Freude rauben, so werde ich doch ihren Verdiensten das beste Zeugniß nicht versagen.

Franz (traurig.) Mein Vater will, daß ich um den Dienst anhalten soll.

Wilhelmine (freudig.) Ihr Vater, nur ihr Vater will es?

Franz. Er fordert's mit vollem Rechte. Meine Erziehung, meine Studien haben ihn viel gekostet, alles, was er einst zu einem Nothpfennig brauchen konnte, hat er mir willig geopfert, es ist billig, daß ich ihm ruhige Aussicht auf seine alten Tage gewähre, und ihn, wenn ich den Dienst erhalte, zu mir nehme.

Wilhelmine. Es ist höchst billig! (Traurig.) Ich will meinen Vater selbst bitten, er versagt mir selten eine Bitte, und wird diese gewiß gewähren.

Franz (mit Thränen.) Ich danke Euer Gnaden auf's innigste.

Wilhelmine. Sie weinen? Sind's Thränen der Freude? Der Ton ihrer Stimme widersprach.

Franz. Verzeihen sie, gnädiges Fräulein, ich dachte nur daran, daß es mir äußerst schwer fallen würde, mich von ihrem — — von ihnen — — von ihrem Unterrichte zu trennen.

Wilhelmine. Und diese Erinnerung kostete ihnen Thränen.

Franz. O Gott, sollte sie es nicht!

Wilhelmine (seine Hand ergreifend.) Franz, sprachst du dieß im Ernste?

Franz. Könnten sie in meinem Herzen lesen?

Wilhelmine. Könntest du in dem meinigen lesen! (In seine Arme sinkend.) Nein, Theurer, ich bitte nicht für dich! du bleibst bey mir! bey mir!

Ich will diese Scene, welche sich endlich mit voller Erklärung und Versicherung einer ewigen Liebe endigte, nicht weiter fortsetzen, sie würde, sie müßte langweilig werden, weil nur selten einzelne, abgebrochene Worte die überströmenden Empfindungen ausdrücken konnten. Auch Franz hatte schon längst den Reitzen der schönen Blinden gehuldigt, auch er hatte innige Liebe in seinem Herzen zu ihr gefühlt, Ehrfurcht und Unmöglichkeit der Erfüllung fesselten aber seine Empfindung mächtig; jetzt, da die Unvergeßliche selbst in seinen Armen ruhte, ihm leise das Geständniß ihrer Liebe zuflüsterte, wichen beyde schnell, und machten der balsamreichen Hoffnung Platz. Ehe Franz wieder schied, ward verabredet, daß er nicht um die erledigte Pfarrstelle anhalten, und seinem Vater berichten soll, daß Wilhelmine in der Hälfte des Unterrichtes unmöglich stehen bleiben könne, ihm aber um der betrogenen Hoffnung willen, jährlich hundert Thaler, so lange er lebe, auszahlen wolle. Der arme Schulmeister war über diese Nachricht hoch erfreut, er meinte nun selbst, daß es ein Beweis der größten Undankbarkeit seyn würde, wenn sein Sohn jetzt schon Lohn für seinen Unterricht fordern wolle. Der redliche Baron erinnerte sich aber selbst seines Versprechens, er würde es gewissenhaft erfüllt haben, wenn nicht Franz selbst versichert hätte, daß er noch nicht fordern könne, was er nicht verdient habe.

Die Liebenden genossen jetzt die ruhigsten und glücklichsten Tage, welche nur ungestörter, reiner

Genuß und ungehinderter Umgang gewähren können. Ungeachtet Franz Wilhelminens unzertrennlicher Gefährte, ihr getreuer Führer auf allen ihren Spaziergängen war, so ahndete doch niemand ihre Liebe, sie konnten ungestört die Einsamkeit und ihre Früchte genießen, man hielt's für unmöglich, daß die reiche, einzige Erbinn eines Barons sich bis zu dem Sohne eines armen Schulmeisters herab lassen, und dieser seine Augen bis zu ihr erheben könne. Manche achteten Wilhelminen gar der Liebe unfähig, weil sie nicht sehen, nicht Schönheit beurtheilen könne. Er steht sehr bey ihr in Gnaden! er wird einst die beste Pfarre erhalten! das war die allgemeine Meinung, wenn man ihn täglich an ihrer Seite erblickte.

Wahrscheinlich würden die Augen des Vaters heller gesehen haben, wenn er sein Kind, wie ehemahls, hätte beobachten können; aber ein hartnäckiges Podagra nagte schon seit zwey Jahren an seinem Körper, er mußte die meiste Zeit das Bett hüthen, konnte äußerst selten das Zimmer verlassen, er fand's überdieß sehr natürlich, daß Wilhelmine immer in Gesellschaft ihres Lehrmeisters erschien, weil sie ihn stets durch ihr reitzendes Spiel auf dem Flügel zu erheitern suchte, und dann allemahl des erstern Hülfe nöthig hatte.

Schon lange vorher hatte der gute Vater seiner geliebten Tochter auf's heiligste versprochen, daß er sie zu keiner Heirath bereden, viel weniger zwingen wolle. Er billigte sogar Wilhelminens Mißtrauen

gegen alle ihre Freyer, welche sich oft in großer Anzahl meldeten, er verdachte es ihr nicht, wenn sie behauptete, daß man nur Herr ihres reichen Erbes zu werden suche, und ihr solches durch Untreue und Gleichgültigkeit verbittern werde. Er liebte sein Kind zärtlich, und überließ es ganz ihrem Willen: Ob sie einsam ihre Tage beschließen, oder einst doch noch den Seltenen finden werde, mit dem sie glücklich zu leben hoffe. Daß Wilhelmine jetzt mehr als je in Gegenwart des Vaters an der Möglichkeit zweifelte, ist leicht zu vermuthen, weil sie allzu gut wußte, daß er ihre Liebe zu dem armen Franz nicht billigen könne, und ihr Herz doch keiner andern fähig war.

Zeit und Gelegenheit ist die größte Kupplerinn aller Verbrechen, aller Laster. Durch ihre Hülfe wird der Wunsch zum Vorsatze, der Vorsatz zur That. Sie erzieht Diebe und Mörder in ihrem erwärmenden Schooße, sie weckt Liebe im Herzen des schuldlosen Jünglings, sie lockt und reitzt seine Sinne, und macht ihn endlich zum Verführer und Räuber der Unschuld. So ergings auch dem edlen, tugendliebenden Franz. Anfangs heischte sein Herz nur Gegenliebe, Anfangs war ein geraubter Kuß seine größte Kühnheit, ein freywilliger der höchste Wunsch seiner Seele, als aber Zeit und Gelegenheit ihn des Tages hundert Mahl zu dieser Kühnheit berechtigten, ihm noch öfter den höchsten Wunsch gewährten, da ward er bald kühner, da wünschte er bald mehr.

Lange kämpften die Liebenden, ein Jahr verfloß, sie waren oft nahe dem Falle, aber ihr warnendes

Gewissen, ihr edles Gefühl der Tugend durchzitterte ihre glühende Nerven, und stärkte sie zum neuen Kampfe, aber Zeit und Gelegenheit mehrte sich auch täglich, sie saßen Stunden lang in einer einsamen, dunklen Grotte des Gartens, der nahe Wasserfall betäubte Wilhelminens lauschendes Ohr, die sanfte Dunkelheit umhüllte das furchtsame Auge des Jünglings, sie vergaßen der Zukunft, genossen die Gegenwart. So fällt endlich die Sturm und Wetter trotzende Eiche, wenn man ihren Standpunct untergräbt, ihre Wurzeln abhaut, und sie in die Tiefe hinab stürzt, so verdorrt die blühende Rosenstaude, wenn Monathe lang sie kein Regen, kein Thau erquickt, immer nur brennende Hitze an ihren Wurzeln nagt.

Reue folgte der kühnen That, Schauder und Entsetzen gesellte sich bald zu dieser, als Wilhelmine die Folgen zu ahnden begann, und Franzens forschendes Auge ihre Vermuthung bestätigen mußte. Längst hatte sie im Uebermaße der Liebe ihrem Franz geschworen, daß sie nach dem Tode des Vaters all ihr Erbe verkaufen, dann mit ihm nach einem fremden Lande ziehen, und dort ewig in seinen Armen als Gattinn leben wolle, jetzt vernichtete die nahende Schande diese glückliche Aussicht, drohte ihr mit des Vaters Fluche, mit gerechter Enterbung und wahrscheinlicher Trennung von ihrem Allgeliebten. Sie liebte ihren Vater zärtlich und innig, sie flehte früh und Abends zu Gott für sein Wohl, aber jetzt mischte sich oft der schreckliche Wunsch in ihr Gebeth, das Gott sein Leiden bald und früher enden möge, ehe es ihm bekannt würde, daß sein

einziges Kind sein Andenken mit Schande beflecken werde. O es ist wahr, aber auch schrecklich, daß ein einziger Fehltritt das beste Herz vergiften, es zu Wünschen, oft auch zu Thaten fähig machen kann, welche die Menschheit entehren und Schauder erregen. Nichts fürchtet das Herz eines Mädchens mehr als Schande, als Verletzung seines Rufs und Spott seiner Freunde, daher kommts, daß dieß holde, sanfte Geschöpf so oft zu größern Verbrechen seine Zuflucht nimmt, so oft das Kind seines Herzens mordet, daher kam's, daß die gute Wilhelmine den Tod ihres Vaters zu wünschen fähig war.

Aber der Gerechte hörte diesen schrecklichen Wunsch nicht, es besserte sich vielmehr täglich mit ihrem Vater, er konnte öfter als sonst sein Zimmer verlassen, und an der Hand seiner Tochter im Garten umher schleichen. Die einzige Hoffnung, welche bisher die beyden Liebenden getröstet hatte, verschwand mit dieser Besserung gänzlich, sie standen oft am Rande der Verzweiflung, erblickten nirgends Rettung, nirgends Hülfe.

Wilhelminens Zustand ward täglich sichtbarer, die arme Blinde war nicht fähig, ihn vor den Augen ihrer Dienerinnen länger zu verbergen. Die auffallenden, oft deutlichen Fragen der letztern, überzeugten die Unglückliche, daß nun die letzte Stunde des unbescholtenen Rufes nahe, bald alle Zungen von ihr mit Verachtung sprechen würden. Sie suchte Trost im Arme des Geliebten, aber er duldete gleiche Qual, gleiche Angst, konnte sie nicht

trösten, nur mit ihr weinen. Als endlich der Vater sie auch mit aufmerksamem Auge zu betrachten begann, als er mehr als ein Mahl sich über die Veränderung ihrer Taille verwunderte, und sie durch besorgende Fragen ängstigte, da erreichte ihr Kummer den höchsten Grad, da nahte er sich ganz der Verzweiflung. Rette mich! Rette mich, sprach sie zu Franzen, oder ich ende noch heute, und morde mich und den Beweis meiner Schande. Franz rang vergebens nach unmöglichen Mitteln, endlich fanden sie doch eins, welches ihnen Trost und künftige Ruhe zu gewähren schien. Sie beschlossen, so bald, so schnell als möglich die Flucht zu ergreifen, und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde zufrieden und glücklich zu leben. O ich will gern, sprach die arme Blinde, meinem Erbe, den Vorrechten meiner Geburt entsagen, wenn ich nur der Schande entfliehen, und in deinen Armen meine Tage enden kann.

Der freygebige Vater hatte seine Tochter mit vielem Schmucke und Kleinodien beschenkt, ihre Schatulle war überdieß mit einigen tausend Thalern gefüllt, die sie nach Willkühr verwenden konnte. Er wird mir nicht fluchen, sagte sie, wenn ich unter allen seinen Gütern nur dieß zu meinem Erbe wähle, und unsere künftigen Tage dadurch vor Mangel sichere. Das Landgut des Barons lag nur drey Meilen von der Gränze entfernt, Franz unternahm's dort für Wagen und Pferde zu sorgen, den Weg bis dahin wollte Wilhelmine an seinem Arme zu

Füße enden, damit keine Spur ihre Flucht zu früh verrathe.

Wie Franz aus dieser Absicht am andern Tage sich unter einem erdichteten Vorwande aus dem Schlosse entfernte, und nach der Gränze reiste, traf er im nahen Städtchen einen alten Universitäts-Freund, der mit ihm die Theologie studiert, ihr aber entsagt hatte, unter der Kriegsfahne sein Glück versuchte, und jetzt wirklich als Officier auf Werbung stand. Er vertraute diesem sein Unglück, und einen Theil seines Plans, er fand ihn willig zum Beystande, und verabredete mit ihm, daß sein Wagen ihn in der zweyten Nacht eine Stunde vom Schlosse entfernt, in einem Walde erwarten, und dann über die Gränze führen sollte. Dort wollte der gutherzige Freund die Post für sie bereit halten, damit sie ohne den geringsten Aufenthalt ihre Flucht fortsetzen, und jeder möglichen Entdeckung entfliehen konnten, er versprach überdieß Franzen mit einigen Briefen zu versehen, damit sie in dem Lande, dessen Monarchen er diente, sogleich Freunde und Hülfe fänden.

Franz erfreute am andern Morgen schon das Herz seiner Geliebten mit dieser trostvollen Nachricht. Wilhelmine sammelte mit Eifer ihre Schätze, und verließ, als alles ruhte, das väterliche Schloß. Angst und Furcht vor der nahen Schande trieb sie vorwärts, sie fühlte nur diese, ihr Herz hatte nicht Raum für die grauenvolle Empfindung, daß sie den besten der Väter so schändlich verlasse, seine Tage

durch Kummer und Jammer verbittere. Sie liebte ihren Franz mit einer Innigkeit, die sich kaum denken, viel weniger beschreiben läßt, sie wandelte an seinem Arme dem immerwährenden Besitze desselben entgegen, und dieser Gedanke versüßte die Bitterkeit der Flucht um ein Großes. Die Eile beflügelte ihre Schritte, sie langten bald im Walde an, fanden den Wagen des Freundes, und erreichten sehr geschwind die Gränze, denn Franzens Freund war selbst der Kutscher, und seine Freundschaft schonte die Pferde nicht.

Wie sie noch immer bey Nachtszeit vor dem Quartier des letztern anlangten, stand schon dort die Post bereit; der seltene Freund gab Franzen die versprochenen Briefe, hüllte Wilhelminen in seinen Mantel, und vertraute dem Postillon, daß er zwey Officiere seines Landes auf's schnellste weiter fördern müsse. Durch diese Vorsicht ward es dem unglücklichen Vater unmöglich gemacht, sein Kind je wieder zu finden, und solches aus den Armen seines Entführers zu entreissen. Wilhelmine blieb den folgenden Tag immer im Wagen sitzen, welchen ihnen Franzens Freund verkauft hatte, ihr Mantel und ein großer Hut, der ihr Haupt deckte, verbarg sie vor dem Auge des Neugierigen, alle, welche sie führten, versicherten nachher den Nachforschern, daß sie zwey Officiere geführt hätten, und verhinderten dadurch die Suchenden, der möglichen Spur weiter zu folgen.

Die Fliehenden langten daher glücklich und oh-

ne Hinderniß in P—s großer Residenzstadt an, die Briefe des Freundes waren ihnen von großem und mannigfaltigem Nutzen. Wilhelmine verkaufte ihren Schmuck und ihre Kleinodien sehr vortheilhaft, die Liebenden konnten fünf und zwanzig tausend Thaler auf sichere Zinsen ausleihen, und behielten doch noch genug, um sich Kleider und allen nöthigen Hausrath zu kaufen. Ehe sich Wilhelminens Entbindung nahte, wohnten sie schon in einem stillen und einsamen Hause, genossen die Freuden der Liebe und das Glück des häuslichen Lebens im vollen Maße. Sie segneten jetzt oft den Gedanken zur schnellen Flucht, und zitterten nicht mehr vor Entdeckung, weil Franzens Freund berichtete, daß der Vater zwar einem wüthenden Löwen gleich sein Kind in der Nähe und Ferne gesucht, aber nicht das Geringste entdeckt habe.

Wilhelmine gebar ihrem Franz bald nachher einen holden Knaben, der die Freuden ihres Lebens um ein Großes vergrößerte, und der Liebling seiner Mutter ward. Nichts störte von nun an ihr Glück; nur die Nachricht, daß Wilhelminens Vater sie öffentlich enterbt, und einen Sohn seiner verstorbenen Schwester an Kindesstatt angenommen habe, trübte es einige Tage, doch neideten sie dem Glücklichen sein Loos nicht, sie wurden täglich mehr überzeugt, daß sie, getrennt von einander, nicht leben könnten, und begnügten sich mit der Ueberzeugung, daß nicht Reichthum, nur Liebe die Ehe glücklich mache; denn verheirathet waren sie schon lange; ein

Pfarrer, dem sie ihr Leiden schilderten, ihre Noth vertrauten, traute sie kurz nach ihrer Ankunft.

Um besser und bequemer leben zu können, hatten sie ihr ganzes Vermögen einem der reichsten Bankiers übergeben, er zahlte ihnen sechs vom Hundert, und setzte sie in Stand, mit einem jährlichen Einkommen von funfzehn hundert Thalern ihre Tage in sorgenloser Ruhe zu genießen. Sie gaben nie mehr aus, als sie einnehmen konnten; aber sie ersparten auch nichts von ihrer Einnahme, verwandten oft den Ueberfluß zu guten Werken, sie beschäftigten sich bloß mit ihrer Liebe und fühlten sich dann nur ganz glücklich, wenn sie von dieser ungehindert sprechen, einander ewig Dauer und auch jenseitige Treue versichern konnten. Selten wird ein Paar sich so innig lieben, selten im stärksten Grade der Zärtlichkeit so lange ausgeharrt haben.

Wilhelmine hatte ihrem Gatten schon vier Kinder geboren, und erzog sie mit der größten Sorgfalt, als Franz einst verzweiflungsvoll nach Hause kam, und durch seine tiefen Seufzer, durch den gebrochenen Ton seiner Stimme der Gattinn Argwohn weckte. Er war beym Bankier gewesen, wollte, wie gewöhnlich, die halbjährigen Interessen heben, und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß dieser schon vor Monathsfrist Bankerott gemacht, und der Ahndung seiner Gläubiger entflohen sey. Wilhelmine hörte diese Schreckenspost mit standhaftem Muthe. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Nahme des Ewigen sey ge-

lobt! sprach sie zwar wehmüthig, aber doch nicht verzweifelnd, und sank in die Arme ihres Gatten. Dieser ermannte sich wieder, eilte zu einem Advocaten, und übergab ihm die Vollmacht zur Führung des Prozesses, welchen die zahlreichen Gläubiger schon gegen den Entflohenen ergriffen hatten.

Zwey angstvolle Jahre verflossen nun, ehe dieser sich endigte; bald war nach der Versicherung des Advocaten große, bald sehr wenige Hoffnung zum Ersatze vorhanden, bald trug der Entflohene aus der Ferne einen vortheilhaften Vergleich an, bald vernichtete diesen die Hartherzigkeit der übrigen Gläubiger. Immer lebten die Armen zwischen Furcht und Hoffnung, mußten Schulden machen, das Entbehrliche und endlich das Nothwendige verpfänden.

Schon herrschte oft Mangel an ihrem Tische, schon mehrten Nahrungssorgen ihr Unglück, als endlich das Gericht die Final-Sentenz fällte. Franz bekam, weil er sich zuletzt gemeldet hatte, anstatt fünf und zwanzig nur drey tausend Thaler. Auch dieß Wenige würde die unglückliche Familie mit Dank angenommen, und sich bis zum nöthigsten Bedürfnisse eingeschränkt haben, wenn sie solches nur früher erhalten hätte. Als alle Prozeß-Unkosten, die übrigen Schulden bezahlt, nur die nothwendigsten Pfänder eingelöst waren, hatten sie noch fünf hundert Thaler, und von diesen sollten sie nun sich und ihre vier Kinder ernähren. Sie brüteten in stummer Verzweiflung über Plane, welche in der

schreckbaren Zukunft ihre Retter werden sollten. Franz suchte in der ganzen Stadt Schreiberdienste bey irgend einem Advocaten, aber alles war besetzt, er kehrte immer hoffnungslos wieder heim. Wilhelmine suchte sich durch Nähen, Stricken und Spitzenklöppeln zu ernähren, da aber die arme Blinde immer eines Gehülfen bedurfte, der ihr in zweifelhaften Fällen beystand, da ihre Arbeit äußerst mühsam von Statten ging, nie den erforderlichen Grad der Vollkommenheit erreichte, so konnte sie nichts gewinnen, hatte oft offenbaren Schaden. Auf diese Art neigte sich ihr kleines Capital immer mehr zu Ende, der Augenschein überzeugte Franzen, daß sie nur zu bald den Bettelstab würden ergreifen müssen.

Als nur noch hundert Thaler ihr ganzes Vermögen war, machte Franz seinem Weibe den Vorschlag, daß er mit ihr auf's Land ziehen, dort eine Herberge suchen, und durch seiner Hände Arbeit wenigstens das tägliche Brod verdienen wolle. Die arme Dulderinn nahm den Vorschlag an, und reichte ihm ihre Hand zur Leitung. Ich habe ja, sprach sie, geschworen, mit dir Noth und Elend willig zu tragen. Deine Liebe hat mir der seligen Tage viele geschenkt, sie wird mir auch die übrigen versüßen; angenehm wird mir das trockne Brod schmecken, wenn ich mir denke, daß deine liebende Hand es erwarb. Gott gebe, daß nur du ausdauerst, daß nur du mir nicht entrissen wirst, dann werde ich gewiß standhaft dulden, und am Abende an meiner

Kinder Hand dem Ernährer derselben froh entgegen eilen.

Sie verkauften nun alles, was sie noch besaßen, vermehrten dadurch ihr Vermögen auf vier hundert Thaler, und zogen mit der Hoffnung fort, daß Gottes Strafe sich wieder endigen, und seine Barmherzigkeit sie nicht ganz verlassen werde. Es war ein äußerst rührender Anblick für Franzen, als er, mit seinem kleinen Habe belastet, am frühen Morgen zum Thore hinaus schlich, und hinter ihm sein blindes Weib folgte, welches der älteste seiner Söhne leitete, indeß die zwey jüngern sorglos nebenher schlenderten, und sich des kommenden Tages freueten. Das kleinste seiner Kinder trug die gute Mutter auf ihrem Arme, Franz bath vergebens, daß sie diese Bürde auch ihm anvertrauen sollte, sie weigerte sich standhaft, und versicherte ihm, daß solch eine süße Bürde ihr nicht schwer falle.

Wenn sie ruhten, und dieß geschah der Kleinen wegen sehr oft, so sprachen die Unglücklichen stets von ihrer künftigen Lebensart. Sie beschlossen, den kleinen Ueberrest ihres Vermögens sorgfältig aufzubewahren, nicht einen Thaler davon zu nehmen, und bloß von ihrer Hände Arbeit zu leben, damit, wenn Krankheit oder irgend ein anderer Unglücksfall Franzen am täglichen Verdienste hindere, sie ihre Zuflucht zu diesem Nothpfennige nehmen könnten. Leben so viele Tausende, sprach Wilhelmine, von dem Wenigen, was sie durch Handarbeit gewinnen, warum sollten wir's nicht auch vermögen? Der streng-

ste

ste Vorsatz wird zur Gewohnheit, und Gewohnheit fällt nicht mehr hart. Franz beschloß dann nebenbey seine drey Knaben auch zu tüchtigen Feldarbeitern zu erziehen, und wenn diese durch ihren Fleiß das Verdienst mehrten, einst ein kleines Bauerngut zu kaufen. Wir werden dann, setzte er hinzu, am Ende unserer Tage froh und zufrieden im Stübchen sitzen, und müßig zusehen, wie unsere Kinder sich und uns wohl ernähren. Dieß waren die Plane, mit welchen die Unglücklichen sich zu trösten, und die Schwere des harten Schicksals durch heitere Aussichten zu vermindern suchten.

Am dritten Tag ihrer Wanderschaft langten sie in einem großen Dorfe an, die Hälfte desselben war im vorigen Winter durch eine unglückliche Feuersbrunst in die Asche gelegt worden, die Bauern baueten jetzt ihre Wohnungen wieder auf, und da einige in der Schenke, wo Franz übernachtete, über den großen Mangel an Arbeitern klagten, so both er ihnen seinen redlichen Beystand an, wenn sie ihn auch künftig in ihrer Mitte dulden, und ihm vergönnen wollten, sich und seine unglückliche Familie durch Fleiß und Arbeit zu ernähren. Sie gingen diese billige Forderung ohne Weigern ein, Franz fand Herberge in einem kleinen Stübchen, und ward am folgenden Tag schon Handlanger der Maurer, welche in großer Anzahl dort arbeiteten. Er verdiente sich täglich vier Groschen, sie reichten kaum auf Brod für sich und seine Familie, er mußte immer noch vom Nothpfennige einige Groschen zule-

gen, damit die Armen wenigstens des Tages ein Mahl ein Gemüse, und des Sonntags ein Stückchen Fleisch essen konnten. Die ungewohnte Arbeit schwächte seinen Körper, er konnte bald nicht mehr so fleißig, so anhaltend arbeiten; wie der Herbst nahte, und die meisten Gebäude schon fertig standen, so war er einer der ersten, welcher keine Arbeit mehr fand, er mußte den ganzen Winter hindurch von seinem wenigen Vermögen zehren, und sah zu spät ein, daß jede frohe Aussicht für ihn verloren sey, und noch schrecklichere Noth seiner in der Zukunft harre. Im Frühjahre und Sommer gab's zwar wieder Arbeit, aber der Lohn derselben reichte abermahls nicht zur Nahrung hin, täglich schmolz nebenbey sein kleines Capital, täglich rückte der künftige Mangel näher. Wilhelmine duldete im Stillen, aber der innere Gram nagte an ihrem Körper, er begann zu welken, um diesen zu stärken, achtete Franz keiner Kosten, er betrog oft die Aermste mit erdichteten Geschenken, damit sie nur ohne Sorge die bessern Speisen genoß, welche seine Liebe ihr zur Stärkung bereiten ließ.

Sechs kummervolle Jahre waren auf ähnliche Art verflossen, und in dieser Zeit das ganze Capital, auf welches einst die Unglücklichen alle ihre Hoffnung gründeten, ungeachtet Franz fleißig arbeitete, verzehrt worden, aber mit dem Untergange dieser sonst einzigen Hoffnung ging eine neue auf, welche mehr Licht und Wärme versprach. Die zwey ältesten Söhne des unglücklichen Paares konnten jetzt

auch schon mit ihrem Vater in die Arbeit gehen, sie verdienten eben so viel als er, und die immer trauernde Mutter fing nun fest zu glauben an, daß ihre Kinder sie bis an ihren Tod ernähren würden. Der feste und innigste Vorsatz dieser guten Kinder war's auch wirklich, sie sprachen oft davon, und freuten sich auf die bessere Zukunft, aber neues Unglück nahte, und endete schrecklich.

Schon im vorigen Jahre waren die Feldfrüchte mißrathen, neuer noch stärkerer Mißwachs drohte im folgenden. Bis zum Winter fanden Vater und Söhne noch immer Arbeit, aber von dieser Zeit an nicht mehr; die meisten Bauern hatten kaum den künftigen Samen erbaut, sie mußten selbst kaufen, was sie sonst verkauften, und schränkten sich daher auf's äußerste ein. Mit jedem Tage ward das Getreide theuerer, das Brod kleiner. Krankheit folgte dem Mangel und Elende, kehrte zuerst bey denjenigen ein, welche von ihrer täglichen Arbeit lebten, und nun nichts zu leben hatten. Franz kämpfte gegen das unerbittliche Schicksal, so lange er's vermochte, er verkaufte, was er irgend noch besaß, um sein Weib und seine Kinder nur mit trockenem Brode laben zu können; als aber auch diese schwache Hülfe versiegte, als selbst der Bettelstab ihnen noch schwächere Hülfe gewährte, da ergriff der Rabe des Hungers, eine tödtliche Krankheit, ihre ausgemergelten Körper. Wilhelmine ward mit allen ihren Kindern ein Raub derselben, nur Franz genas, weil endlich doch das allzu gräßliche Elend einige

Herzen der Dorfbewohner rührte, welche ihn, als er auch schon mit dem Tode rang, labten und zum Leben erweckten.

Kummer und Elend hatten seine Liebe zu Wilhelminen nicht gemindert, er liebte sie noch mit gleicher Zärtlichkeit; ihr bitterer, schrecklicher Tod, ihr Aechzen nach Hülfe raubte ihm den Verstand, er ward mit ihrer Leiche zu Grabe getragen, und kehrte nie mehr zurück.

Als das angenehme, fruchtbare Frühjahr die Hoffnung zur reichsten Ernte stärkte, und aller Herzen auf's neue Freude zu fühlen begannen, war Er der Einzige, welcher noch innig trauerte; er sprach Anfangs selten ein Wort, ging gedankenlos umher, arbeitete, bettelte nicht, und schien es ganz der Vorsehung zu überlassen, ob sie mitleidige Herzen wecken werde, welche ihm ungebethen einige Nahrung reichen würden? Er genoß dann nie alles, was man ihm gab, und hob den Ueberrest sorgfältig auf. Die schreckliche Wirkung der Hungersnoth hatte seinen Verstand zerrüttet; die Ueberzeugung, daß nur äußerste Sparsamkeit ihn dafür in der Zukunft schützen könne, hatte die Idee in ihm erregt, daß er alles Brauchbare sammeln müsse, sein Wahnsinn beschäftigte ihn die übrige Lebenszeit bloß mit diesem einzigen, anhaltenden Gedanken.

Wenn in der Folge der Schnee wegging, so verlor er sich aus seiner Wohnung, und kehrte erst zu Anfang des Winters mit einer schweren Bürde wieder heim. Er bettelte die ganze Zeit seiner Ab

wesenheit in den nahe gelegenen Dörfern und Städten, er nahm alles, was man ihm gab, mit größtem Dank an, er sammelte mit nie ermüdetem Eifer alle zerbrochene Scherben und alte Geräthe, welche die Hauswirthe als unbrauchbar wegwarfen, und schleppte diese Last den ganzen Sommer auf seinem Rücken herum. Bey heran nahendem Winter trug er erst alles in seine Wohnung heim, und dünkte sich glücklich, wenn er diese unnützen Schätze mustern, und als Vorrath für den künftigen Mangel aufbewahren konnte. Ein Freund von mir, welcher vor einigen Jahren über Land reiste, begegnete ihm in der Nähe seines Dorfes, und sah stillschweigend zu, wie er die Scherben eines zerbrochenen Glases begierig sammelte. Da ihm die Art der Beschäftigung, noch mehr aber die besondere Freude, welche der Sammler in allen seinen Mienen äußerte, besonders auffiel, so sprach er mit ihm.

Mein Freund. Was sammelt ihr denn da so emsig?

Franz. Ich suche Vorrath! Ich sammle Brot auf den Winter!

M. Freund. Das sind ja Glasscherben.

Franz. Möglich! Möglich! Aber alles ist brauchbar, alles! Ach es ist so gut, wenn man etwas hat, man kann Weib und Kinder ernähren, darf sie nicht Hungers sterben sehen! Bester Herr! folgen sie meinem Rath, es ist noch nicht aller Tage Abend, sammeln sie bey Zeiten, sonst werden sie einst schreckliche Dinge erleben!

M. Freund. Was tragt ihr denn so schwer auf euerm Rücken?

Franz. Vorrath! Vorrath! Es wird bald wieder eine Hungersnoth kommen, und dann werde ich redlich mit den Armen theilen, damit sie ihre Weiber und Kinder ernähren können. (Mit Thränen.) O Herr, es ist schrecklich, wenn man diese muß verhungern sehen, und nicht helfen kann! Schrecklich! schrecklich ist's! Ach ich muß eilen, muß die gute Zeit nützen, ehe die böse erscheint.

Der Unglückliche eilte nun unter der schweren Last keuchend weiter; da mein Freund ihm in's nahe Dorf folgte, und dort den Pfarrer des Orts traf, so erkundigte er sich bey diesem nach dem merkwürdigen Manne. Er erfuhr durch ihn seine ganze Lebensgeschichte, welche er ihm, als Wilhelmine noch lebte, einst erzählt und vertraut hatte. Das Elend der unglücklichen Familie, fügte der Pfarrer hinzu, wäre nicht zu einem so schrecklichen Grade gestiegen, wenn ich damahls nicht selbst dem Tode nahe gewesen wäre, ich konnte nicht mehr für sie sorgen, und erfuhr erst nach meiner langsamen Genesung ihren Tod.

Wie mein Freund von seiner Reise zurück kehrte, und bey dem Pfarrer übernachtete, berichtete ihm dieser, daß der arme Franz schon geendet habe. Muthwillige Buben hatten ihr Spiel mit seinem Wahnsinne getrieben, ihm absichtlich unnütze und schwere Sachen geschenkt, und seine Bürde damit so gefüllt, daß er, ehe er seinen Wohnort erreichte, un-

ter der Last derselben zu Boden sank. Man fand ihn todt an der Straße, er ruht nun neben seiner Wilhelmine, und wird dort ein Glück genießen, was er hier so emsig, aber stets vergebens suchte.

Konrad G—.

Vor mehr als funfzig Jahren lebte in einem kleinen, Böhmischen Dörfchen ein Bauer mit seinem Weibe schon lange Zeit in der unzufriedensten Ehe, die geringste Kleinigkeit gab alle Mahl zu dem größten Zank und Hader Anlaß. Oft glückte es wohl dem Pfarrer, die Erzürnten zu versöhnen, aber diese Versöhnung dauerte nie lange, endigte sich alle Mahl mit neuem und stärkerem Zanke, der am Ende in einen bittern Haß ausartete, welcher alle Versöhnung unmöglich machte. Da drey noch unerzogene Kinder nothwendig eine Mutter, und das Bauerngut eine Wirthinn forderte, so trennten die Unversöhnlichen sich zwar nicht völlig, aber sie lebten auch nicht als Eheleute, sprachen oft Wochen lang kein Wort mit einander, schliefen sogar in abgesonderten Kammern. Zwey Jahr nach dieser freywilligen Trennung kam einst der Bauer zu seinem Richter, er erzählte ihm, daß seine Frau wahrscheinlich schwanger sey, und daß er sie mit einem Knechte im Verdacht habe. Auf seine weitere Bitte ließ der Richter die Beschuldigte rufen, aber diese läugnete nicht nur die Vermuthung, sondern über-

häufte auch ihren Mann mit vielen Schmähungen, weil er durch diesen falschen Verdacht ihre Ehre sehr gekränkt, ihren unbescholtenen Ruf offenbar verletzt habe. Der Mann ließ sich endlich durch den Richter zur Abbitte bewegen, und dieser hatte die Sache schon lang vergessen, als jener wieder bey ihm erschien, ihm aufs neue erzählte, daß sein Weib diese Nacht sehr wahrscheinlich ein Kind geboren, aber eben so wahrscheinlich auch umgebracht habe. Ungeachtet der Richter dieser neuen Vermuthung keinen Glauben beymaß, so ließ er sich doch überreden, mit dem Bauer nach seiner Wohnung zu gehen, weil dieser ihm dort nähere Beweise zu geben versprach.

Es war eben Sonntag und einer der kältesten Tage eines sehr strengen Winters; der Richter widersprach daher der Vermuthung laut, als er, wie sie in der Stube anlangten, nach der Frau fragte, und nun erfuhr, daß sie nach einer Stunden weit entfernten Kirche in die Frühmesse gegangen sey. Dieser Umstand widersprach der Möglichkeit des angeschuldeten Verdachts, aber die Beweise, welche der Bauer zu liefern versprach, auch wirklich lieferte, waren auf der andern Seite wieder sehr stark, und nur allzu wichtig, um den Verdacht zu bestätigen. Die Wahrheit so bald als möglich zu ergründen, sandte der Richter sein Weib der Beschuldeten nach, und trug ihr auf, sie unter irgend einem Vorwande zur schleunigen Rückkunft zu bewegen. Die Abgesandte langte mit ihr wirklich nach

einigen Stunden im Dorfe an, sie versicherte aber ihrem Manne, daß ungeachtet aller Beweise der Verdacht ungegründet seyn müsse, weil sie an ihrer Gefährtinn nicht die geringste Schwäche entdeckt, vielmehr Mühe gehabt habe, ihrem starken Schritt zu folgen.

Das Verhör begann, die Beweise wurden vorgelegt, und die sich sicher Dünkende dadurch so überrascht, daß sie sogleich die unnatürliche That bekannte. Ich habe, sprach sie, in der Nacht wirklich ein Kind geboren, es zwar nicht ermordet; da ich aber durch sein anhaltendes Geschrey Entdeckung befürchtete, ihm in der Angst den Mund mit Stroh verstopft, und wie ich, um allen Argwohn zu vermeiden, nach der Kirche ging, das unglückliche Geschöpf mit mir genommen, und es unter Weges in einem hohlen Baume verborgen.

Da nur die Furcht vor Entdeckung ihr so seltene Kräfte verliehen hatte, so sank sie nach dieser kurzen Erzählung kraftlos nieder, war erst Nachmittags um zwey Uhr im Stande, den Ort, wo sie das Kind verborgen hatte, genau zu beschreiben. Es dämmerte daher schon mächtig, als der Richter mit dem todten Kinde vor dem herrschaftlichen Gerichte erschien, und die That anzeigte. Noch stak im Munde des Kleinen das Stroh, mit welchem die angstvolle Mutter es zu ersticken versucht hatte, wie der Oberamtmann nebst dem eben anwesenden Forstmeister in die Gerichtsstube trat, um die Aussage des Richters zu protokolliren. Der Richter

legte das Kind auf einen Tisch, sein Gesicht war dunkelbraun, und der Körper wegen der starken Kälte ganz steif. Der mitleidige Forstmeister trat hinzu, und zog dem Armen das Stroh aus dem Munde, ihm schiens, als ob das Kind einige Mahl zu athmen versuche, er wandte sogleich alle Rettungsmittel an, und in einer halben Stunde gab das Kind unverkennbare Lebenszeichen.

Da mich Gott, sprach der Edle, zu deinem Retter bestimmte, da er mir nicht das Glück gewährte, eigene Kinder zu erziehen, so will ich Vaterspflicht an dir erfüllen, und dich, wenn ich dich ganz rette, als mein eigenes Kind annehmen. Der Ewige hörte das fromme Gelübde, segnete es kräftig, und die wunderbare Rettung gelang vollkommen. Ungeachtet die Mutter, gemäß ihrer Aussage, schon um Mitternacht des neugebornen Knabens Mund mit Stroh verstopft hatte, ungeachtet dieser von früh sieben Uhr bis Nachmittags um drey Uhr nur in einer leinenen Schürze eingewickelt, bey der stärksten Kälte in einem hohlen Baume verborgen lag, so ruhte er doch schon am andern Tage froh und munter an der Brust seiner Amme, welche sein neuer Vater und Wohlthäter für ihn besorgt hatte.

Er erhielt in der Taufe den Nahmen Konrad, und durchlebte die ersten Jahre der Kindheit in vollkommener Gesundheit. Ein noch lebender Augenzeuge versichert mich, daß er ein schöner und munterer Knabe, die einzige Freude seiner Pflegeältern

war, die ihn zärtlich liebten, und alles anwandten, um sein Herz gut und edel zu bilden. Schon im sechsten Jahre seines Alters konnte er lesen und schreiben, und verrieth in allen seinen Handlungen die deutlichen Spuren eines großen Genies.

Er war bis in sein neuntes Jahr anhaltend, oft ausgelassen munter und fröhlich, aber eine tiefe, nie mehr ganz weichende Melancholie bemächtigte sich seines Herzens, als er um diese Zeit durch Zufall erfuhr, daß der edle Forstmeister nicht sein wahrer Vater sey, daß seine Mutter im Zuchthause schmachte, sein wirklicher Vater über die Gränze entflohen sey. Man fand ihn oft in einem Winkel versteckt, wo er das traurige Schicksal seiner unbekannten Mutter beweinte; nur die Versicherung, daß ihre Gefangenschaft sich bald endigen werde, konnte ihn trösten, aber er versank in neue Trauer, als er durch andere erfuhr, daß diese Versicherung nur zu seinem Troste erdichtet worden sey. Diese deutlichen Beweise eines guten und empfindungsvollen Herzens mehrten die Liebe seiner Pflegeältern um ein Großes; sie beschlossen den hoffnunsvollen Knaben studieren zu lassen, und ihn einst zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einzusetzen.

Ehe der erstere Entschluß ausgeführt werden konnte, starb seine Pflegemutter an den Folgen einer übelgeheilten Lungenentzündung, die unaufhörlich an ihrem Körper nagten, sie nach und nach zum Grabe führten, und endlich dem Tode sanft in die Arme lieferten. Ihr Gatte hatte sie sehr geliebt,

seine Trauer war daher groß, aber des guten Konrads Jammer noch größer, er beweinte die gute Mutter noch immer, als des Vaters Auge schon trocknete, er netzte ihr Grab noch mit Thränen, als ihn dieser auf die Schule einer benachbarten Stadt schickte, wo er den Anfang zum Studieren machen sollte.

Viele Freude empfand dann alle Mahl der großmüthige Forstmeister, wenn sein Konrad ihn in den Schulferien besuchte, die herrlichsten Zeugnisse seines großen Fleißes mit sich brachte, und dadurch die Kosten seiner Erziehung so reichlich belohnte, aber der gute Alte genoß diese Freude nicht volle drey Jahr; als er um diese Zeit im Forste eine hohe Buche fällen ließ, zerschmetterte ein Ast derselben sein Haupt, man trug ihn todt nach Hause.

Oft hatte er in vieler Zeugen Gegenwart erklärt, daß Konrad einst all sein Habe und Vermögen erben sollte, da ihn aber der Tod in der größten Sicherheit überraschte, und er seinen Willen nicht schriftlich hinterlassen hatte, so erklärten sich bald seine nächsten Freunde als die Erben seines Vermögens, und nahmen es unter dem Schutze der Gesetze in Empfang. Keiner gedachte des armen Konrads, keiner war edel genug, des Verstorbenen Gelübde an ihm zu erfüllen, alle überließen ihn dem zufälligen Schicksale, das bald mit voller Macht seine launichte Tücke an ihm übte. Er mußte sogleich den Studien entsagen, weil niemand mehr Kost und Wohnung für ihn zahlte, alle Stiftun-

gen für arme Studenten, die sein Professor dem fleißigen Knaben so gerne verschafft hätte, waren vergeben, er konnte den Klagenden nur mit der Zukunft trösten, und war als Mönch zu arm, um ihn selbst zu unterstützen.

Der von allen verlassene Knabe war damahls funfzehn Jahr alt, sein Kostherr, ein wohlhabender Schuster, versprach ihm sein Handwerk zu lernen, auch mit nothdürftiger Kleidung zu versehen, wenn er Lust und Beruf zu ersterm fühle, der arme Konrad ergriff die einzige Aussicht, welche sich ihm öffnete, mit großem Danke, und arbeitete bald eben so fleißig und emsig auf dem Schusterschemmel, als er zuvor an seinem Studiertische gelesen und geschrieben hatte.

Seine Lehrjahre verflossen still und ruhig, er erwarb sich durch sein sittsames, fleißiges Betragen die Liebe seines Meisters, die Neigung der Gesellen; oft träufelte freylich eine Thräne, die er dem Andenken seines edlen Pflegvaters weihte, auf seine Arbeit, aber die rohen, unempfindlichen Mitarbeiter achteten seiner Empfindung nicht, und er genoß ungestört das traurige Vergnügen, sein Herz der tiefen Melancholie zu öffnen. Als er zum Gesellen ernannt wurde, gab ihm sein Meister das schönste Zeugniß seiner Geschicklichkeit, die er nun nach Handwerksbrauch durch einige Jahr in fremden Ländern zu vermehren suchen sollte.

Diese Wanderschaft hatte für ihn großen und mancherley Reitz, seine Wißbegierde, welche er bey

solch einer einfachen, mechanischen Arbeit sehr wenig befriedigen konnte, wurde dadurch mächtig aufgeregt, der Hang zur Melancholie wich, sein Geist erheiterte sich, wenn er durch schöne, angenehme Gefilde wanderte, oder in der Ferne die vielen Thurmspitzen einer großen Stadt hervor ragen sah. Sein unglückliches Schicksal war in dem Städtchen, in welchem er das Schusterhandwerk erlernte, allgemein bekannt, manche milde Hand öffnete sich in der Folge zum Besten des verlassenen Knaben, sein Meister verwahrte ihm jedes Geschenk mit strenger Redlichkeit, daher kams, daß er anständig gekleidet, und mit einigen funfzig Gulden im Sacke seine Wanderschaft antreten konnte.

So lange dieß Geld zum nöthigen Lebensunterhalte zureichte, mühte er sich nicht sehr nach anhaltender Arbeit, er durchzog alle kleinern Städte, ohne dort auf den Herbergen einzukehren, arbeitete in den größern nur so lange, bis er alles Merkwürdige gesehen, und in sein kleines Tagebuch zur künftigen Erinnerung eingetragen hätte.

Eben war er zwanzig Jahr alt, und sein Beutel schon mächtig geleert, als er in Straßburg anlangte. Kinder der unehelichen Liebe besitzen meistens besondere Talente, sind selten häßlich, oft sehr schön. Die gute Mutter Natur scheint deßwegen so reichlich all ihre Gaben an sie zu verschwenden, weil diese Unschuldigen so manche Vorzüge entbehren müssen, welche nach Sitte und Gebrauch nur die legitimi nati genießen können. Daß Konrad viele

Talente besaß, habe ich meinen Lesern schon mehr als ein Mahl erzählt, daß er aber auch vorzüglich schön war, habe ich um deßwillen nicht erwähnt, weil dieß der gute Jüngling selbst noch nicht wußte, es vielleicht lange noch nicht bemerkt hätte, wenn die weniger spröden Französischen Mädchen ihn nicht auf diesen Vorzug aufmerksam gemacht hätten.

Oft hatte im großen Deutschland, das er der Länge nach durchzog, manch schmachtendes Auge mit Wohlgefallen auf ihm geruht, da er aber die Sprache desselben nicht verstand, so war er ungerührt vorüber gezogen, aber zu Straßburg hörte er aus dem Munde der schönsten Mädchen sich laut den schönen Schuster nennen, seine geweckte Eitelkeit führte ihn oft vor seinen kleinen Taschenspiegel, und überzeugte ihn eben so geschwind, daß die Mädchen keine Unwahrheit gesagt hätten. Er wandte von dieser Zeit an mehrere Sorgfalt auf seinen Körper, er bürstete seinen Sonntagsrock emsiger, lockte sein dichtes Haar schöner. Diese kleine Mühe blieb nicht unbelohnt, die Mädchen nannten ihn jetzt nicht nur den schönen, sondern auch den galanten Schuster.

Unter allen, welche ihn freundlich grüßten, willig beym Trinken die Gesundheit erwiederten, noch williger ihm die Hand zum Tanze reichten, behagte seinem Herzen am besten die Tochter eines sehr reichen Tuch-Fabrikanten. Sie konnte zwar nicht neben ihm im Garten Platz nehmen, oder auf dem Tanzsaale mit ihm die bunten Reihen durchhüpfen, denn ihr stolzer Vater erlaubte ihr beydes nicht,

aber sie suchte und fand doch immer Gelegenheit, ihn deutlich zu überzeugen, daß seine schöne Gestalt auf ihre Sinne, sein edles, stilles Betragen auf ihr Herz mit Macht gewirkt habe. Konrad wohnte mit ihr in einem Hause, sein Meister, bey welchem er in Arbeit stand, hatte ein kleines Hintergebäude in der Miethe, welches mit dem größern durch einen Gang verbunden war; über diesen mußte man gehen, wenn man auf die Gasse gelangen wollte, über diesen ging Konrad selten, ohne die Tochter des Hauses sehen und grüßen zu müssen. Sie erwiederte seinen Gruß stets mit großer Freundlichkeit, als aber der schüchterne Jüngling nie mehr als diesen wagte, so versuchte sie's ernstlicher, ihm Rede abzugewinnen. Sie forschte nach seinem Nahmen und Vaterlande, fragte nach seinen Freunden und Bekannten, und ließ sich nach und nach seine ganze, obgleich kleine, aber doch immer merkwürdige Lebensgeschichte erzählen.

Der angenehme, empfindungsvolle Ton, mit welchem er diese Geschichte erzählte, die Thränen, welche bey der Erinnerung an seine theuern Pflegeältern seinen Augen entstürzten, wirkten äußerst mächtig auf das unbefangene Herz des empfindsamen Mädchens. Er war so schön, und nebenbey so unverdient unglücklich! Beydes sind Eigenschaften, an welchen Stolz und Eitelkeit des Liebe fühlenden Mädchens sehr oft scheitert, und der keimenden Liebe willig weicht.

Caroline, so nannte sich das reiche, aber auch

schöne

schöne Mädchen, hinderte diese Wirkung nicht, sie war vielmehr vollkommen mit ihrem Herzen zufrieden, wenn es ihr in den Armen eines so guten Jünglings das schönste und größte Glück auf Erden weissagte. Es steht bey dir, sprach sie dann zu sich selbst, den unschuldig Gekränkten wieder mit dem Schicksal auszusöhnen, ihn zu überzeugen, daß dem unverdienten Leiden oft der schönste Lohn folgt. Sie konnte zwar nie hoffen, daß ihr Vater seine Einwilligung zur Heirath mit einem armen Schustergesellen geben würde, aber sie fand diese in den Stunden ihrer empfindsamen Schwärmerey ganz für überflüssig, weil ihre verstorbene Mutter ihr mehr als zwanzig tausend Thaler hinterlassen hatte, mit welchen sie kraft des Testaments schon im achtzehnten Jahre ihres Alters nach freyer Willkühr schalten konnte.

Vielleicht würde Vernunft und Zeit sie überzeugt haben, daß des Vaters Fluch dem ungehorsamen Kind nie Glück, nie Ruhe bringe, wenn dieser nicht alles dazu beygetragen hätte, um die schöne Träumerinn in ihrem Vorsatze zu bestärken. Ein noch reicherer, aber schon beynahe sechzig Jahr alter Kaufmann ward durch Carolinens blühende Jugend und Schönheit zu der Versuchung gereitzt, in ihren Armen neue Lebenskraft und Wärme zu suchen. Da er überzeugt zu seyn glaubte, daß das Herz eines Mädchens gleich jeder andern Waare kaufbar seyn müsse, so beschloß er, sich den Besitz desselben etwas Nahmhaftes kosten zu lassen, und

sprach deßwegen mit ihrem Vater. Dieser war von jeher gewohnt, nur auf Gewinn, nie auf unbedeutende Nebenumstände Rücksicht zu nehmen, er fand, ohne calculiren zu dürfen, daß der Brautschatz, welchen der verliebte Alte freywillig anboth, sehr ansehnlich sey, daß in der ganzen Stadt niemand seiner Tochter einen größern biethen könne, und schloß also auch ganz natürlich, daß dieß die schönste und beste Heirath für sein Kind seyn müsse. Er versprach daher dem Alten seiner Tochter Hand, und bestimmte zugleich den Tag zu ihrer Verlobung. Nicht um ihre Einwilligung zu erhalten, denn was bedurfte es bey solchem Glücke einer Einwilligung, sondern um sie von dem großen Glücke zu unterrichten, machte der erfreute Vater der Tochter den geschehenen Kauf kund, und geboth ihr, ohne ihre Einwendung anzuhören, daß sie den Alten als ihren Bräutigam empfangen, als ihren künftigen Gatten ehren solle.

Es war eben Sonntag, als ihr diese Hiobspost ward; Konrad war kurz vorher in seinem schönsten Kleide über den Gang gegangen, sein wirklich hübscher Anzug hatte seine Schönheit um vieles vermehrt, das Auge der Liebenden mehr als jemahls darauf aufmerksam gemacht. Die Thür ihres Schlafzimmers ging nach diesem Gange, sie öffnete solche, wie sie von der Abendmahlzeit zurück kehrte, erlaubte ihrem Mädchen nach dem Tanzsaale zu gehen, und lauerte hinter der Thür auf Konrads Rückkehr. Da dieser schon längst auch Carolinens Rei-

tzen gehuldigt hatte, freylich ganz in geheim, ganz hoffnungslos, aber eben deßwegen sehr heftig liebte, so verzögerte er seine Rückkehr nie über zehn Uhr, weil er alsdann gewiß war, seine Schöne immer bey der angenehmen Abendkühle auf dem Gange zu finden, ihr dann im Vorübergehen wenigstens eine süße, angenehme Ruhe wünschen zu können.

Auch dießmahl entriß er sich um diese Zeit dem Zirkel seiner lustigen Freunde, umsonst bathen sie ihn, länger zu bleiben, umsonst reichten sie ihm das volle Glas zum weitern Bescheide, die allmächtige Liebe winkte, er folgte, und fühlte sich dann so selig, so glücklich, wenn er von der schönen Caroline freundlich gegrüßt, nach seinem Kämmerchen schleichen, auf seinem Bette sich ungestört der Leitung seiner Einbildungskraft überlassen konnte, die ihn oft zum reichsten Mann, und dann fähig machte, um die Hand der Auserwählten zu werben. Spottet seiner nicht, liebe Leser, wenn ich euch offenherzig erzähle, daß er in diesen glücklichen Stunden oft das große Loos in der Lotterie gewann, oder ein Mahl hundert tausend Gulden auf offener Heerstraße fand, sich dann behende Wagen, Pferde und Bediente anschaffte, um mit aller möglichen Pracht im Hause seiner Geliebten erscheinen zu können. Erinnert euch ähnlicher Träume, und verzeiht diese dem Aermsten willig, denn daß sie, meine Theuern, nie auf ähnliche Art geträumt hätten, will ich nicht einmahl vermuthen, weil sie alsdann

das schönste Glück des Lebens nie gefühlt, nie genossen hätten.

Er trauerte, als er dießmahl die Geliebte seines Herzens nicht mehr auf dem Gange erblickte, und verwünschte eben in Gedanken die zu große Zudringlichkeit seiner Kameraden, welche ihn am frühern Abschiede verhindert hatten, als ein leiser Ruf seines Nahmens, der sein Herz durchbebte, ihm Rückblick geboth. Es war Caroline, welche sich im leichten Nachtkleide hinter der Thür hervor bog, und ihm mit der Hand näher winkte, er folgte diesem Winke mit größten Freuden, aber es bedurfte ihrer noch viele, ehe er es wagte, in Carolinens Zimmer zu treten; hätte die Entschlossene nicht seine Hand ergriffen, ihn nicht selbst mit sanfter Gewalt hinein gezogen, er würde die edelste Zeit mit vielen unnützen Complimenten verschwendet haben.

Ungeachtet eben der längste Tag des Sommers sich näherte, so dämmerte es doch schon mächtig, Caroline hatte, um nicht Verdacht zu erregen, kein Licht angezündet, sie wollte aber doch gern beym Gespräch Conraden ins Auge blicken, und führte ihn daher ans Fenster. Seine Hand ruhte noch immer in der ihrigen, ward oft von dieser sanft gedrückt, aber Konrad konnte den Druck nicht erwiedern, alle Kraft des Lebens hatte ihn verlassen, Sinne und Gefühle beschäftigten sich nur mit dem großen, unerwarteten Glück, das sein Herz nur ahnden, nicht fassen konnte. Eine Thrä-

ne, ganz der Freude geweiht, entquoll seinem großen Auge, und schlich langsam über seine hochgeröthete Wangen. Sie weinen? rief Caroline erschrocken aus! Was ist ihnen widerfahren?

Konrad. Mir? Widerfahren? das Glück — — die große Freude — — Weine ich denn wirklich? — — (Fährt mit der Hand über seine Wangen.) Wirklich! Wie's kommt, weiß ich nicht — — Ich habe keine Ursache dazu, war nie so glücklich! Wenn das Gefühl der höchsten Freude Thränen erregen kann, so muß es solch eine Thräne seyn. Ich habe das Erstere noch nicht gefühlt, und kann nicht aus Erfahrung sprechen.

Caroline (unruhig.) Wo waren sie? Wer hat sie so glücklich gemacht?

Konrad. Wer? Sie fragen? Gott! Bin ichs denn würdig, in ihr Zimmer treten, mit ihnen sprechen zu dürfen? Ist dieß nicht das größte, unverdienteste Glück?

Caroline (freudig.) Wohl mir, daß meine Ahndung mich nicht betrog, als ich ähnliches Gefühl in ihrem Herzen muthmaßte! Heil mir, daß ich meinen Entschluß ausführte. Die Zeit ist edel, die Gefahr groß, will ich Rettung erwarten, so muß ich die erstere benutzen, und jede Bedenklichkeit unterdrücken. Haben Sie noch keine Geliebte? Haben Sie noch keinem Mädchen Treue verheißen?

Konrad. Noch nie! Noch nie!

Caroline. Wollen, können sie mir solche

geloben, wenn ich ihnen aufrichtig gestehe, daß ich sie schon lange innig und zärtlich liebte.

Konrad. Auch ich! Auch ich!

Caroline. Sie antworten nicht?

Konrad. Was soll ich antworten? Ich höre den süßen Ton ihrer Stimme, ich höre sie von Liebe zu mir sprechen. Ich kann dieß große Glück nicht fassen, ich muß es für einen Traum halten. O Gott! wie unglücklich werde ich seyn, wenn ich erwache, und mich betrogen fühle.

Caroline. Nein, lieber Konrad, nein! Was ich ihnen sagte, ist Wahrheit, kein Traum. Fassen sie sich, so sehr mir auch ihre Freude, ihre Verwirrung angenehm seyn muß, so habe ich doch ihres Raths und Beystandes noch nöthiger.

Sie erzählte ihm alles, was sich mit ihrem Vater zugetragen, wie er vor einigen Stunden sie durch seinen Ausspruch zum unglücklichsten Mädchen gemacht habe, und fragte Konraden am Ende: Ob er sich entschließen könne, sie zu retten, mit ihr nach Deutschland zu fliehen, und dort ihr Gatte zu werden? Konrad versprach das erstere, und gelobte das letztere mit tausend Freuden, mit der Versicherung seiner ewigen, innigsten Liebe und Treue. Gerührt durch seine kunstlosen, aber um so tiefer wirkenden Ausdrücke, sank das holde Mädchen in seine Arme, ihre Lippen berührten die seinigen, der Bund der Liebe ward durch den feurigsten, aber auch reinsten Kuß versiegelt.

Konrad. Kannst du von all deinem Habe

und Vermögen nur so viel retten, daß ich mir in meinem Vaterland das Meisterrecht erkaufen kann, so ist mirs nicht bange, dich mit meinen Händen zu ernähren. O es wird sich herrlich und trefflich arbeiten, wenn ich denke, daß du die Früchte meines Fleißes genießen sollst.

Caroline. Nicht so, Theurer! nicht so, ich habe einen andern Plan, der dich und mich glücklicher machen wird. Das Vermögen meiner Mutter, mit welchem ich nach Gefallen und selbst unter dem Schutze der Gesetze schalten kann, ist ganz in meiner Gewalt, es besteht in einigen zwanzig tausend Thalern, und wird gewiß hinreichen, um uns wohl und anständig zu ernähren.

Sie erklärte ihm nun, was Konrad freylich nur halb verstand, daß sie nach dem Willen und Rathe ihres Vaters mit diesem Gelde immer Französische Papiere oder Wechsel, welche auf einige Monathe Sicht gestellt wären, einhandle, und durch diese Speculation bisher mehr gewonnen habe, als das Capital, sicher angelegt, an gewöhnlichem Interesse tragen könne. Da nun von jeher diese Wechsel in ihrer Schatulle ruhten, und solche ihrer Versicherung nach selbst im Auslande in jeder Bank angenommen und bezahlt würden, so wäre es eben so leicht und möglich, solche bey der schnellsten Flucht mit sich zu nehmen, und in jeder großen Stadt in bares Geld zu verwandeln. So sehr durch diese Versicherung auch Konrads künftiges Schicksal verbessert, und reitzender gemacht wurde, so hatte diese

Aussicht doch keinen Reitz für das edle Herz des Jünglings, der das Geboth des Schöpfers: Du sollst dich und dein Weib im Schweiße deines Angesichts ernähren, so gerne erfüllt hätte, doch sah er eben so deutlich ein, daß er Carolinen nicht so ernähren könne, wie sie erzogen ward, und fügte sich ganz der Geliebten Vorschlage.

Erst um Mitternacht verließ er ihr Zimmer, sie hatte mit ihm verabredet, daß er sogleich die Arbeit seines Meisters verlassen, sich ein kleines Zimmer in einem abgelegenen Theile der Stadt miethen, Wagen und Pferde zur Flucht besorgen, und alles veranstalten soll, um diese glücklich und sicher auszuführen. Konrad befolgte den Rath seiner Geliebten aufrichtig und getreu, in zwey Wochen war alles besorgt, was sie verlangt und gefordert hatte. Unter dem Vorwande, seine ehemahligen Mitgesellen zu besuchen, erschien er unter dieser Zeit noch oft auf dem Gange. Da niemand etwas argwohnte, so konnte ihn Caroline auch oft in der Dämmerung einige Augenblicke sprechen, und ihm immer einen kleinen Pack übergeben, in welchem sie die nothwendigsten Kleider und Wäsche verborgen hatte.

Ihr Vater und Bräutigam ward indeß immer dringender, der Letztere eilte um so stärker, weil sich mit jedem Tage sein Tod sichtbar nahte, und er die wenigen Tage seines Lebens gerne noch in den Armen des schönsten Mädchens genießen wollte. Ungeachtet ihm Caroline nie gegründete Hoffnung machte, ihren Vater immer um Abänderung flehte, so ward

doch kurz nachher der Tag zur Verlobung angesetzt.

Diesen wollte und konnte Caroline nicht erwarten, sie entfloh in der Nacht, welche diesem voran ging, an dem Arme ihres Geliebten aus dem väterlichen Hause. Ehe man sie dort vermißte, waren die Flüchtlinge schon glücklich über die Rheinbrücke gegangen, hatten die deutschen Gränzen erreicht, und setzten sich dort in den bereit stehenden Wagen, welchen Konrad schon lange vorher besorgt hatte. Sie kamen unerkannt bis Augsburg; da Caroline aus Erfahrung wußte, daß die dortigen Wechsler mit Frankreichs Banken in großer Verbindung standen, so beschloß sie hier, ihre Französische Papiere, sey es auch mit Verlust, in baares Geld zu verwandeln.

Conrad, welcher sich schon zu Straßburg, von Carolinen unterstützt, schönere Kleider gekauft hatte, in diesen einem Manne ähnlich sah, den der Besitz so vieler Wechsel nicht verdächtig machen konnte, übernahms, von Carolinen unterrichtet, die Umsetzung dieser Wechsel zu besorgen. Er besuchte einige Wechsler, als sich diese aber mit Mangel am Gelde entschuldigten, so ging er zu dem berühmtesten Bankier dieser Stadt. Er fand solchen zur Annahme bereit und willig, wie er aber die Wechsel vorzeigte, und jener sie genauer untersucht hatte, so verließ er das Comptoir, und trat bald nachher, von einigen Männern begleitet, zu dem erstaunten Konrad. Mein Herr, sprach er im ernsten Tone, alle diese

Wechsel, welche sie mir überreicht haben, sind dem Tuch-Fabrikanten L— zu Straßburg heimlich entwendet worden, ich habe den gemessenen Auftrag, den Ueberbringer derselben unter sicherer Verwahrung wieder nach Straßburg zu senden, können sie sich nun über den rechtmäßigen Besitz derselben nicht auf der Stelle ausweisen, so muß ich meinen Auftrag sogleich vollziehen. Konrad schwieg, denn diese Nachricht hatte ihm alle Kraft zur Antwort geraubt. Wahrscheinlich, fuhr der Wechsler fort, sind sie der Sohn meines Freundes. Ich bedaure den unglücklichen Vater, der seine Hoffnung auf so schändliche Art vereitelt sieht. Er verdient bessern Lohn für seine väterliche Liebe, die auch solch eine That noch nicht ganz tilgen konnte, weil er mich ausdrücklich bittet, sie mit Schonung zu behandeln, und nicht dem Gerichte zu überliefern. Sie schweigen? Haben gar keine Entschuldigung vorzubringen? Ich gehe also Anstalten zur Abreise zu treffen.

Der Wechsler verließ ihn auf's neue, nur die Wächter nahmen Platz an der Thür. Ehe eine Stunde verfloß, kehrte er zurück, und Konrad ward nach dem Hinterhofe geführt, wo er in Gesellschaft zweyer Unbekannten Platz in einem Wagen nehmen mußte, der sogleich rasch fortrollte.

Als Augsburgs Thürme schon weit hinter seinen Rücken lagen, erhielt Konrad erst seine Denkungskraft wieder; er gedachte seiner harrenden, verlassenen Caroline, und sein Herz brach, Thränen des bittersten Kummers rollten über seine Wangen.

Schon wollte er seinen Begleitern alles entdecken, sie zur Rückkehr bewegen, wie er aber überlegte, daß er Carolinen dadurch ganz unglücklich mache, sie auf ewig verlieren würde, so beschloß er den glücklichen Irrthum zu benutzen, und zu ihrem Vortheile zu schweigen. Sie wird, hoffte er, sich bey längerem Ausbleiben gewiß bey allen Wechslern nach mir erkundigen, meine Gefangenschaft erfahren, und sich durch eine glückliche Flucht retten können. Er sah nebenbey wohl ein, daß man zu Straßburg streng nach ihrem Aufenthalt forschen würde, er beschloß, im ersten Verhöre diesen auch redlich zu entdecken, weil er mit größter Gewißheit hoffen konnte, daß sie schon längst jeder weitern Nachstellung würde entflohen seyn. Um ihr einst wieder folgen zu können, beschloß er überdieß ihrer Liebe zu ihm nicht zu erwähnen, und vorzugeben, daß er sie unverhofft in einem Gasthofe getroffen, von ihr zur Mitreise sey eingeladen worden, auch endlich auf ihr Ersuchen die verrätherischen Wechsel zum Bankier getragen habe.

Mit diesem festen Vorsatze langte er zu Straßburg an. Carolinens Vater staunte hoch, als ihm Konrads Begleiter meldeten, daß sie vom Bankier F— zu Augsburg abgesandt wären, ihm seinen entflohenen Sohn nebst einem Briefe zu überbringen. Er eilte sogleich hinab, und staunte noch mehr, als er einen ganz unbekannten Jüngling vor sich stehen sah.

Um in der Folge nicht unverständlich zu wer-

den, muß ich hier zu dem Tage zurück kehren, an welchem Caroline ihre Flucht aus Straßburg begann. Sie wurde schon in den Morgenstunden vermißt, die Dienstbothen suchten sie auf des Vaters Geheiß vergebens bey allen Freundinnen und Anverwandten, er schöpfte bald Verdacht, untersuchte ihre Zimmer, vorzüglich ihre Schatulle. Wie er diese geleert fand, zweifelte er nicht mehr an ihrer Flucht, und both alle seine Freunde auf, um die Spur derselben entdecken zu helfen. So sehr sich diese auch mühten, so war doch alles Nachforschen vergebens, niemand hatte sie gesehen, niemand konnte ihren Weg anzeigen. Der um sein einziges Kind tief trauernde Vater, welcher nur allzu wohl wußte, und es jetzt mehr als je fühlte, daß die vorgeschlagene Heirath die Ursache dieser Flucht sey, würde Verzweiflung und Selbstmord geargwohnt haben, wenn ihn nicht die Mitnahme der Wechsel deutlich belehrt hätte, daß Caroline entfernt von ihrem Vater im Verborgenen leben wolle.

Da die Wechsel immer durch seine Hände gingen, er sich in seinen Geschäften ihrer willkührlich bediente, Carolinen eigentlich nur die Freude der Aufbewahrung und nebenbey den gewöhnlichen Gewinn gönnte, so war das genaue Verzeichniß derselben, nebst ihren Ausstellern und Giranten in seinen Handen. Er ließ dieß Verzeichniß einige hundert Mahl copiren, sandte es mit den ersten Posten in die Weite und Ferne an alle bekannte und unbekannte Wechsler. Er sah ganz wohl ein, daß

dieß das einzige Mittel seyn würde, früh oder spät Carolinens geheimen Aufenthalt zu entdecken, schrieb überdieß noch jedem Correspondenten, daß sie den Ueberbringer anhalten, und auf seine Unkosten nach Straßburg befördern sollten.

Da die schnellste Eile hier nur allein guten Erfolg leisten konnte, so wurden die mitgehenden Briefe von vielen Personen geschrieben, jede bediente sich der Ausdrücke, welche sich am geschwindesten darstellten, ohne zu untersuchen, ob sie auch bestimmt genug wären. Der Brief an den Augsburger Wechsler lautete also: „Mein Kind ist mir vorige Nacht entflohen, und hat alle die Französischen Papiere, welche in dem beyliegenden Verzeichnisse enthalten sind, mit sich genommen. Ich ersuche Ew. E., wenn es anders diese Wechsel bey ihnen produciren sollte, solches sogleich anzuhalten, und es mir mit sammt den Wechseln auf meine Unkosten nach Straßburg in größter Eile und unter der besten Aufsicht zurück zu schicken. Ich bin Vater, es ist mein einziges Kind, ich bitte daher Ew. E., es zwar mit Vorsicht, aber auch mit möglicher Schonung zu behandeln, und es nicht etwa dem Gerichte zu übergeben."

Meine Leser werden es nun leicht begreifen können, wie es kam, daß der Augsburger Freund ohne weitere Untersuchung Konraden für den entflohenen Sohn seines Correspondenten ansah, ihn sogleich durch einige Vertraute nach Straßburg zurück sandte. Carolinens Vater, welcher diesen Irr-

thum aus seines Freundes Briefe erkannte, aber eben so wenig glaubte, daß er selbst die veranlassende Ursache dazu sey, wunderte sich daher über die Nachlässigkeit seines sonst so pünctlichen Freundes sehr, doch tröstete ihn die Versicherung, daß der gegenwärtige Fremde der Ueberbringer der Wechsel war, und folglich als ihr Abgesandte, ihren verborgenen Aufenthalt kennen müsse.

Ehe er ihn noch darüber befragte, betheuerte Carolinens Mädchen hoch und theuer, daß dieser so schön gekleidete Fremde ein armer Schustergesell sey, welcher noch vor einigen Wochen bey dem im Hause wohnenden Meister gearbeitet habe; da dieser Aussage mehrere Hausleute beytraten, und der darüber befragte Konrad es selbst nicht läugnete, so fing der alte Vater an, Verdacht zu schöpfen. Daß seine reiche, so vornehm erzogene Tochter sich in diesen armen Schuster wirklich verliebt habe, in seinen Armen aus dem väterlichen Hause entflohen sey, kam ihm zwar gar nicht in den Sinn, aber um so stärker quälte ihn der Gedanke, daß solcher vielleicht der Unglücklichen Räuber und Mörder seyn könne.

Die Antworten, welche Konrad, der Carolinens Ruf absichtlich schonen wollte, auf die vorgelegten Fragen ertheilte, waren allerdings von der Art, daß sie diesen Verdacht mit vollem Rechte zu bestärken vermochten. Er stotterte oft, er widersprach sich mehr als ein Mahl, kurz es schien allen unglaublich, daß die vernünftige Caroline einen unbekannten Schuster zu ihrem Reisegefährten erwählt,

mit schönen Kleidern beschenkt, und so unbesorgt ihren ganzen Reichthum, alle diese Wechsel zur Umsetzung anvertraut habe. Weil er aber offen bekannte, daß Caroline seiner im Gasthofe zu den drey Mohren in Augsburg harre, und dort noch bey seiner plötzlichen Verhaftnehmung gewohnt habe, so achtete man jede fernere Untersuchung des Möglichen und Wahrscheinlichen für überflüssig, und war nur bedacht, sich auf's schnellste zu überzeugen: Ob diese Aussage Wahrheit enthalte?

Der Buchhalter des Fabrikanten mußte deßwegen noch am nähmlichen Tage mit Extrapost nach Augsburg abreisen; er hatte den ernsten Auftrag: Carolinen in Güte oder mit Gewalt zur Rückreise zu bewegen, wenn er sie nicht mehr träfe, ihrer fernern Spur rastlos zu folgen, wenn aber, was alle fürchteten, die Aussage des Schusters falsch sey, mit eben so schneller Eile zurück zu kehren, um alsdann mit Schärfe gegen Konraden handeln zu können. Man übergab indeß den letztern in gerichtliche Verwahrung, und harrte mit Ungeduld des zurück kehrenden Buchhalters. Dieser erschien schon am sechsten Tage; sein Gesicht, welches sichtbar trauerte, verkündigte dem fragenden Vater im Voraus eine Schreckenspost. Er brachte die Nachricht mit sich, daß laut der Aussage, welche der Wirth des Gasthofes vor Gerichte geleistet hatte, es zwar vollkommen richtig sey, daß Caroline nebst dem Schuster Konrad, unter dem Nahmen Spangenberg, ein und einen halben Tag bey ihm gewohnt habe, seit dieser Zeit

aber verschwunden, und wahrscheinlich von ihrem Begleiter sey ermordet worden. Die Gründe, welche den Wirth zu dieser schrecklichen Vermuthung berechtigten, waren folgende: Um zwölf Uhr des nähmlichen Tages, an welchem Konrad durch den Wechsler war verhaftet worden, hatte Konrad mit Carolinen auf dem Zimmer gespeist, sie waren gegen ein Uhr Arm in Arm bey ihm vorüber gegangen, Konrad hatte, indem er den Wirth grüßte, deutlich gesagt, daß sie spatzieren gehen, und erst gegen Abend heim kommen würden. Um vier Uhr hatte eben dieser Wirth Konraden eiligst die Treppen hinauf, und bald wieder herab rennen gesehen. Weder er noch Caroline waren seit dieser Zeit mehr im Gasthofe erschienen, und ihr Zimmer blieb stets verschlossen. Auf die Bitte des Buchhalters wurde es durch's Gericht geöffnet, ein offener Koffer stand darin, viele Wäsche und selbst einige Kleider lagen heraus gerissen, und zerstreut umher. Sie bewiesen deutlich, daß man in größter Eile etwas darin gesucht, und deßwegen die große Unordnung verursacht habe. An des Koffers Seite lagen zwey weiße, noch nicht ganz entfaltete Tücher, welche stark mit Blut besudelt waren, und klar darthaten, daß man sich blutende Hände daran abgewischt hatte, weil man in einem derselben wirklich einige blutende Finger eingedrückt sah. Alle diese Thatsachen schienen nun zu beweisen, daß Konrad die arglose Caroline absichtlich im Spazierengehen nach einem abgelegenen Orte gelockt, sie dort ermordet habe, dann in größter Eile heim

gekehrt sey, die Wechsel aus dem Koffer entfremdet, und seine Hände vom Blute gereinigt habe. Daß Caroline diese Wechsel überdieß nicht durch Konraden zum Verkaufe ausgebothen habe, beweiset, fügte der Buchhalter hinzu, der Mangel des Giro's, welches Caroline gewiß in diesem Falle beygefügt hätte.

Alle diese Vermuthungen wurden noch am nähmlichen Tage dem Richter hinterbracht, und dieser begann am folgenden das Verhör mit Conraden. Er gestand willig und frey, daß er mit Carolinen, ohne irgend wo einzutreten, von ein bis gegen vier Uhr spatzieren gegangen, dann aber in ihrer Gesellschaft in den Gasthof zurück gekehrt sey, dort von ihr die Wechsel erhalten, und sie, mit der Versicherung, daß sie seiner warten wolle, im Zimmer verlassen habe. Er erinnerte sich auch, daß er, um sie noch einmahl über den möglichen Nachlaß zu befragen, zurück gekehrt, und bald darauf wieder fortgegangen sey. Weiter konnte er nichts sagen, auch keine Zeugen bestimmen, welche Carolinen mit ihm in den Gasthof zurück kehren sahen, er hielt's ganz für wahrscheinlich, daß sie auf die Nachricht seines Verhaftes aus Augsburg entflohen sey, und bath den Richter, ihn wegen einer Sache, die er nicht wissen könne, auch nicht zur Verantwortung zu ziehen. Aber diesem genügte die Entschuldigung nicht, er forschte weiter, da aber Konrad sich's fest vorgenommen hatte, nichts von Carolinens Liebe zu entdecken, so beharrte er immer auf seiner ersten Er-

zählung, und behauptete, daß er erst in Ulm mit Carolinen zusammen traf, und da sie ihn schon zu Straßburg kennen lernte, von ihr zum Reisegefährten erwählt wurde.

Dieser Aussage widersprach aber bald laut und überzeugend der Fuhrmann, welchen Konrad selbst gedungen, und der ihn und Carolinen bis nach Basel geführt hatte. Er stellte sich, als er die ganze Geschichte durch Zufall erfuhr, freywillig vor Gerichte, Konrad war nicht fähig, ihm zu widersprechen, und vermehrte dadurch den großen Verdacht, den man gegen ihn geschöpft hatte. Da er auf diese Art einer falschen Aussage war überwiesen worden, den Verdacht des Mordes nicht entkräften, aber auch eben so wenig gestehen konnte, so verurtheilte ihn das Gericht zur Folter.

Er überstand den ersten Grad derselben, unter den heiligsten, kräftigsten Betheuerungen seiner Unschuld, als aber der zweyte begann, der Henker ihn überdieß versicherte, daß die Schmerzen der Marter immer höher steigen würden, da zog er den schnellen Tod der langsamen und doch tödtlichen Qual vor, bekannte alles, was man von ihm forderte. Ich habe, antwortete er auf die Frage des Richters, Carolinen bis an das Ufer des Lechs gelockt, sie mit einem Dolche ermordet, und ihren Körper in's Wasser gestürzt. Ich that's aus Habsucht, weil sie mir am Morgen vorher vertraute, daß sie eine große Summe an Wechseln bey sich habe, welche man bey jedem Wechsler gegen bares Geld umsetzen könne.

Diese Aussage erfüllte das Herz des unglücklichen Vaters mit Schmerz und Trauer. Sein erwachtes Gewissen machte ihm bittere Vorwürfe, überzeugte ihn, daß er die größte Ursache von Carolinens schrecklichem Tode sey, weil er sie durch seine Drohungen zur Flucht gezwungen und verleitet habe. Bey solcher Empfindung war's daher natürlich und verzeihungswürdig, daß er die Richter dringend bath, sein ermordetes Kind nach aller Strenge der Gesetze zu rächen.

Schon war Conrads Todesurtheil gesprochen, schon sollte der Unschuldige am folgenden Tag auf der Richtstätte bluten, als Carolinens Vater auf's neue vor Gericht erschien. Er hielt in seiner zitternden Hand einen Brief, den ihm eben eine Staffette überbracht hatte, er konnte vor Uebermaß der Empfindung nicht sprechen. Meine Tochter lebt! Mein Kind ist nicht ermordet! rief er endlich aus, und überreichte den Richtern den Brief.

Ich habe, schrieb Caroline mit eigener Hand, eben durch einen Zufall erfahren, daß der redliche, unschuldige Conrad als mein Mörder vor Gericht sey angeklagt worden, diese schreckliche Nachricht hat mich auf's Krankenlager geworfen, heftige Fieberhitze wüthet in meinem Innern, ich zittere und bebe, ich bin kaum fähig, zu seiner höchst nöthigen Rettung diese wenigen Zeilen zu schreiben. Ihr unerschütterlicher Vorsatz, theurer Vater, mich einem alten, mir äußerst verhaßten Mann in die Arme zu liefern, war die Ursache meiner Flucht, ich mußte

sie wagen, weil ich in den Armen eines solchen Mannes verzweifelt seyn würde. Der redliche Konrad, welcher meine Absicht nicht einmahl kannte, und daher nichts Strafbares wähnen konnte, ward mein Begleiter, er gewann durch seine Treue und Aufrichtigkeit mein ganzes Vertrauen, ich sandte ihn in Augsburg mit meinen eigenthümlichen Wechseln zum Bankier, ich war schwach genug, schändlich zu entfliehen, als ich mich dadurch verrathen sah. Wie ich aber überlegte, daß der Unschuldige in ihren Händen sey, und unverdientes Ungemach werde erdulden müssen, da beschloß ich standhaft, nach Straßburg zurück zu kehren, und seine Unschuld bey ihnen zu vertheidigen. Erst vor kurzem erfuhr ich hier sein trauriges Loos; stärkt Gott meine Kräfte, so folge ich morgen mit dem Früheſten, und werde durch meine Gegenwart und Aussage des Unglücklichen Unschuld beweisen. Geschehe dann mit mir, was da will, ich werde nicht murren, aber dieß schwöre ich im voraus, daß ich mich eher selbst morden, als die Gattinn des verhaßten M— werden will. Können heiße Thränen, inniges Flehen eines einzigen Kindes ihr Vaterherz erweichen, so hoffe ich ganz gewiß, daß ich meine Rückkehr nie bereuen, noch oft die Vaterhand, welche vergab und nicht strafte, mit Thränen der Freude netzen werde.

Der Brief war von Philippsburg datirt; der äußerst gerührte, aber auch höchst erfreute Vater war bloß zur Rettung des Unschuldigen zum Gerichte geeilt, er bestieg dort den Wagen, der ihn

noch am nähmlichen Tag in die Arme seiner Tochter liefern sollte, deren Herz er mit dieser Nachricht erfreuen wollte. Die Richter erstaunten über diese Nachricht, ohne welche sie die Mörder eines Unschuldigen geworden wären. Da Carolinens Vater auf sein Ehrenwort versichert hatte, daß dieß seiner Tochter Schrift sey, so eilten sie, wieder gut zu machen, was ihre allzu große Härte verbrochen hatte.

Sie trafen Konraden im Gebethe mit seinem Beichtvater, dessen Herz er eben durch die aufrichtige Erzählung seiner Unschuld zur innigsten Theilnahme gerührt hatte. Sie waren vorsichtig genug, ihm die Freudenpost nur nach und nach zu entdecken, ihn Anfangs nur durch entfernte Hoffnung aus der Todesangst zu erlösen. Ihre Absicht gelang vollkommen, Konrad äußerte über seine nahe Rettung zwar große Freude, aber sie war nicht überspannt, nicht unmäßig, ließ keine Gefahr, keine üble Folgen für seine Gesundheit muthmaßen.

Konrad hatte durch sein eigenes Bekenntniß sich als Carolinens Mörder angeklagt, es war also ganz natürlich, daß das Gericht noch immer vorsichtig handelte, ihm zwar Hoffnung, Befreyung aus Ketten und Kerker, aber doch nicht eher vollkommene Freyheit gewährte, bis die lebende Caroline es durch ihre Gegenwart ganz überzeugen würde, daß nur Qual und Schmerz der Folter dieß ungerechte Bekenntniß erzwungen habe. Der Gerettete durchwachte in einem Zimmer des Rathhauses die kommende Nacht,

seine Wächter waren mehr zur Pflege als zur Sicherheit geordnet.

Um zehn Uhr des andern Tages öffnete sich schnell die Thür, Caroline stürzte hinein, ihr Vater folgte langsam nach. Ohne sprechen zu können, sank sie laut weinend in ihres Geliebten Arme, und verkündigte es allen Gegenwärtigen laut, daß er ihrem liebenden Herzen schon lange theuer nun aber unschätzbar sey. Konrad stand sprachlos da, er suchte vergebens sein Glück nach Würde zu fühlen, in seinem ganzen Umfange zu fassen.

Heil mir, rief endlich Caroline aus, Heil mir, daß ich dich wieder, daß ich dich gerettet erblicke, Verzweiflung würde mein schreckliches Loos gewesen seyn! Ich bin dir, fuhr sie fort, Ersatz für dein gräßliches Leiden schuldig, ich will ihn nach Kräften leisten. Mein Herz, Edler, war schon längst dein, aber diese Hand war's noch nicht. Nimm sie, vorher hätte ich sie dir mit des Vaters Fluche belastet reichen müssen, jetzt ruht sein Segen darauf. Komm, laß uns vereint ihm danken, er hat mein Flehen erhört, er gibt mich dir zum Weibe. Sie führte den mit Recht Erstaunten zu des Vaters Füßen, welcher ihn auch wirklich laut weinend in seine Arme schloß, und in Gegenwart vieler Zeugen seinen Sohn nannte.

Die Freude, sein schon todt geglaubtes Kind wieder lebend zu finden, hatte mächtig auf sein Herz gewirkt, Caroline hatte diese Wirkung trefflich benutzt, ihm ihre heiße, unendliche Liebe zu Konraden

offen gestanden, und sein Gewissen, das ihn schon lange schrecklich quälte, vollendete den Sieg.

Kannst du, sprach er schon am Abend vorher, nicht ohne ihn glücklich seyn, so sey's mit ihm! Ich will, ich werde deine Neigung nicht hindern, denn ich hab's zu stark gefühlt, daß ich ohne dich nicht frohe Tage genießen, nicht ruhig sterben kann. Der Himmel gab mir Vermögen genug, den ärmsten Schwiegersohn anständig ernähren zu können, ich will daher nicht murren, wenn er dir auch nichts mehr als ein redliches Herz zum Brautschatze bringt.

Diese Gesinnungen, welche er jetzt wiederhohlte, erwarben ihm das Lob und den Beyfall aller Anwesenden, ihre Herzen waren durch die rührende Scene zum Mitleide hingerissen worden, sie gönnten dem edlen Jünglinge diesen großen Lohn willig, sie versicherten sogar, daß nur dieser einiger Maßen Ersatz für so schreckliches Leiden seyn könne. Konrad ward im vollen Triumphe, den nur anerkannte Unschuld gewähren kann, in Carolinens Hause eingeführt.

Die Geschichte ihres Mordes war in der Stadt schon lange allgemein bekannt, schneller noch als diese verbreitete sich ihre glückliche Ankunft, ihre edle That, mit welcher sie dem Unschuldigen gelohnt hatte Das Volk folgte schon haufenweise dem Wagen, welcher Konraden aus dem Gefängnisse führte, es sammelte sich in weit größerer Menge vor dem Hause, und verlangte mit Ungestüm das glückliche Paar zu sehen. Es lebe die edle Jungfrau, welche so herr-

lich lohnen kann! Es lebe der redliche Jüngling, der um ihrer willen Folter und Todesangst ruhig duldete! So rief vereint die unzählbare Menge, als Caroline mit ihrem Geliebten an's Fenster trat. Auf diese Art will ichs ihm lohnen, antwortete Caroline und küßte den Jüngling in aller Gegenwart mit voller Inbrunst reiner Liebe. Der Jubel mehrte sich dadurch um ein Großes, noch um Mitternacht rief man: Heil dem edlen Paare! — Lange nachher konnte Caroline mit ihrem Konrad nicht über die Gasse gehen, ohne von einer großen Menge begleitet zu werden, welche ihren Glückwunsch immer auf ähnliche Art wiederhohlte.

Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich wieder zu Carolinen zurück kehren, welche Konrad, als er die Wechsel zum Bankier trug, wirklich auf ihrem Zimmer im Gasthofe verlassen hatte. Sie waren Arm in Arm in der Stadt umher gewallt, und kehrten gegen vier Uhr nach dem Gasthofe zurück, ohne daß sie von den Hausleuten beobachtet wurden. Unter Weges war verabredet worden, daß Konrad noch am nähmlichen Tage die Wechsel verkaufen soll.

Da er noch etwas Nöthiges im erhaltenen Unterricht vergessen hatte, so kehrte er noch ein Mahl zu Carolinen zurück, und begegnete bey dieser Gelegenheit dem Wirth auf der Treppe. Caroline blieb indeß ruhig in ihrem Zimmer sitzen, als es aber schon dämmerte, Konrad noch nicht kam, da ward sie aufmerksam, dachte der möglichen Ursache nach

und erinnerte sich jetzt erst, daß sie das nöthige Giro auf den Wechseln vergessen habe. Sie sah ein, daß dieß den in diesem Geschäft ganz unerfahrnen Konrad in Verlegenheit setzen, vielleicht gar Verdacht erregen könne, und beschloß sogleich, ihn aufzusuchen.

Da sie ihm selbst die Wechsler genannt hatte, bey welchen er Anfrage halten sollte, so wars ihr leicht, seiner Spur zu folgen, sie näherte sich eben dem Hause, in welchem Konrad war in Verhaft genommen worden, als ein Wagen aus diesem heraus rollte, in dem sie Konraden nebst einigen andern Personen erblickte. Ihr Herz ahndete Entdeckung, sie wagte es, eine Hausmagd anzureden, und über die Abreise des Fremden zu befragen. Diese erzählte ihr treuherzig, was sie wußte, und Caroline erfuhr dadurch, daß man Konraden nach Straßburg führe.

Furcht und Angst bemächtigten sich ihrer Sinne, sie glaubte nun ebenfalls entdeckt, und auf ähnliche Art fortgeführt zu werden, sie eilte im schnellsten Laufe nach dem Gasthofe zurück, riß den Koffer auf, und nahm ihre Kostbarkeiten nebst einigem baren Gelde heraus, um dadurch ihre Flucht besser fördern zu können. Wahrscheinlich verletzte sie sich durch allzu große Eile am Schlosse des Koffers, denn sie erinnerte sich nachher, daß ihre Hand stark blutete, und sie solche noch im Zimmer vom Blute reinigte. Sie entfloh endlich glücklich aus der Stadt,

die Dämmerung verhinderte es, daß man ihr Hin- und Hergehen im Gasthofe bemerkte.

Sie reiste nach München, Regensburg, dünkte sich nirgends sicher, nirgends ruhig, gedachte stets ihres geliebten Konrads, und tröstete sich bloß mit der Hoffnung, daß ihr geitziger Vater zufrieden seyn würde, wenn er ihr Vermögen wieder erhielte. Daß er Genugthuung von Konraden fordern, ihn vielleicht gar als einen Verdächtigen dem Gerichte überliefern würde, kam ihr lange nicht in den Sinn. Erst nach und nach schien ihr die Möglichkeit des letztern einleuchtend zu werden, ihre Unruhe und Angst vermehrte sich dadurch um ein Großes. Beyde trieben sie näher nach Straßburg, um wo möglich einige Nachrichten einzuziehen. Da ihr dieß in der Ferne nicht gelang, so ging sie bis Philippsburg, wo sie sich bey dem Wirth nach verschiedenen Bekannten in Straßburg, dann erst nach ihrem Vater erkundigte. Man stelle sich ihr Erstaunen, die Größe ihres Jammers vor, als sie hörte, daß dieser seine ermordete Tochter trostlos beklage, und endlich gar erfuhr, daß Konrad, dieses Mordes beschuldigt, nächstens schon auf dem Blutgerüste sterben werde. Nun erfolgte, was ich schon ehe erzählte.

Groß war Carolinens Freude, hoch und innig ihr Gefühl, als sie nach so vieler Angst und Leiden im Arme des Allgeliebten ruhen, mit Gewißheit hoffen konnte, daß er bald ihr seyn würde auf ewig. Konrad suchte zwar diese Freude auch zu genießen und zu fühlen, aber die Kraft, welche ihm

sein Leiden und die nahe Todesgefahr geraubt hatte, mangelte ganz, er glaubte immer nur zu träumen, immer schwebten noch Folter und Bilder des Todes vor ihm, wenn er Carolinens feurigen Kuß erwiedern wollte. Jedes Geräusch, das dem Geklirre der Ketten nur in der Ferne glich, schreckte ihn hoch empor, er mußte dann lange kämpfen, ehe er seine erhitzte Einbildungskraft überreden konnte, daß er nicht mehr im Kerker schmachte, nicht mehr mit Ketten belastet sey. Nach und nach verloren sich zwar diese Vorstellungen, er war oft fröhlich und munter, aber doch weit öfterer traurig, oft sogar wahrhaft melancholisch. Unwillkührliche Thränen rollten dann über seine Wangen, die selbst Carolinens Kuß und Bitte nicht stillen konnte; er war gern allein, und träumte sich dann, seinem eigenen Geständnisse nach, immer wieder im Kerker.

Carolinens Vater, der sein Leiden fühlte, und wirklich innigen Antheil daran nahm, bemühte sich ebenfalls nach allen Kräften, ihn zu ermuntern und zu trösten. Er liebte Konraden jetzt gleich einem Sohne. Vermehrung seines Reichthums war freylich eine seiner Hauptleidenschaften, aber noch stärker als diese beherrschte ihn eine gewisse Art Ehrgeitz, der oft in einer bloßen Grille oder Laune die größte Befriedigung fand. Ihm würde es unerträglich gewesen seyn, und seine ganze Lebenszeit verbittert haben, wenn Konrad, als er noch in den Augen aller Carolinens Mörder war, vor Gericht gestanden hätte, daß diese ihn liebte, aus Liebe zu ihm vor-

züglich entflohen wäre. Diese edle Schonung seiner und der Tochter Ehre hatte sein Herz gewonnen, dieß war in seinen Augen eine That, die er mit seinem ganzen Vermögen, mit der Hand seiner Tochter lange noch nicht hinlänglich belohnt glaubte.

Um Konraden zu zerstreuen, um ihn mit seinen künftigen Geschäften bekannt zu machen, ernannte er ihn bald nachher zu seinem Handlungsgefährten, Konrad ward als dieser bald munterer und thätiger, sein Geist fand Nahrung in den speculativischen Geschäften des Kaufmanns, er sah mit diesem bald weiter als sein künftiger Schwiegervater: er unternahm einige Geschäfte, bey welchen jener keinen Vortheil erwartete; als sie aber doch glückten, ansehnlichen Gewinn brachten, da gewann er die Liebe und Achtung desselben noch stets in stärkerm Grade. Er selbst drang jetzt mit Heftigkeit auf die Heirath mit seiner Tochter, und bestimmte solche binnen Monathsfrist. Ein unverhofftes neues Hinderniß stemmte sich aber Konrads Glücke entgegen. Der Pfarrer, welcher Konraden mit Carolinen öffentlich verkündigen sollte, forderte nach Sitte und Gewohnheit, des Erstern Taufschein, eben diese Forderung machte der Magistrat, welcher ihn zum Bürger aufnehmen sollte, und fügte noch hinzu, daß dieser bey einem Fremden um so nöthiger sey, weil die Gesetze ausdrücklich verlangten, daß der Bürger-Candidat kein Leibeigener und nicht von unehelicher Geburt seyn dürfe.

Konrad gestand sogleich dem fragenden Vater,

daß dieß wirklich der Fall bey ihm sey, er erzählte ihm seine ganze Jugendgeschichte, erregte zwar sein ganzes Mitleid, kränkte aber noch weit stärker seinen Ehrgeitz, der sich dadurch ganz vernichtet fühlte. Hätte nicht Konrad schon ehe sein ganzes Herz gewonnen, nicht deutlich schon bewiesen, daß er einst die volle Stütze seines Alters werden würde, dieser einzige Umstand hätte vielleicht den Alten bewogen, sein Wort zurück zu nehmen, und ihm die Hand seiner Tochter zu verweigern. Jetzt forderte er aber nur Rath, und Abänderung, damit die Heirath nicht allzu lange verzögert würde.

Konrad beschloß sogleich selbst nach Böhmen zu reisen, sich von der Leibeigenschaft los zu kaufen, und den Pfarrer des Orts durch Geschenke, durch Vorstellung und Bitten zu bewegen, damit er das Wort unehelich nicht in den Taufschein setzen möge. Er kam eben nach Böhmen, als der siebenjährige Krieg halb Deutschland verheerte, der Ort seiner Geburt war durch den Feind besetzt, er konnte sich nicht ohne Gefahr dahin wagen, alle seine Briefe, die er dahin schrieb, blieben unbeantwortet, schon wollte er wieder zurück reisen, und die Unmöglichkeit, seinen Taufschein zu erhalten, durch Zeugnisse beweisen, als eine glückliche Schlacht das bedrängte Vaterland befreyte, und den Feind daraus vertrieb. Er reiste nun ohne Hinderniß nach seiner Heimath, und trug vors erste dem Amte, unter dessen Gerichtsbarkeit er stand, seine Bitte vor,

weil er, ohne von der damahligen Leibeigenschaft befreyt zu seyn, den Taufschein nicht erhalten konnte.

Ungeachtet damahls in einigen Schlachten die Waffen der tapfern Oesterreicher den Sieg errungen hatten, so war doch ihr Heer eben durch diesen Sieg stark geschwächt worden, die Monarchinn forderte deßwegen von ihren Ländern neue Recruten, um diese den nahenden Winter hindurch in Waffen zu üben, und zum künftigen Kampfe vorzubereiten. Damahls bestand noch die Einrichtung, daß von jeder Herrschaft, Amte oder Ortsgerichte eine gewisse Anzahl diensttauglicher Leute gefordert wurde, welche dieses ohne Widerrede in bestimmter Frist stellen, und wenn es solche in seinem Gerichtsbezirke nicht fand, oft mit ansehnlichen Kosten und Geldsummen von andern erkaufen mußte.

Der unglückliche Konrad langte eben bey seinem Amte an, als solches in einem Zeitraume von drey Tagen die Zahl seiner Recruten stellen sollte. Diese Stellung fiel diesem Amte um deßwillen weit härter, weil es kurz zuvor in Feindes Händen war, dieser selbst alle taugliche Bursche gehoben, oder wenigstens verjagt hatte, und doch war der Befehl äußerst dringend, drohte dem saumseligen Vorgesetzten mit strenger Strafe und Arreste. Kein Wunder war's daher nicht, daß Konrads Größe und schöne Gestalt den Amtsvorsteher sogleich aufmerksam machte, und viele Freude in seinem Herzen erregte, als er hörte, daß dieser junge, große Jüngling ein Unterthan der Herrschaft, folglich zu

einem Recruten tauglich sey. Ohne Konrads Bitte ganz zu hören, ohne seine Vorstellungen und Gründe zu achten, befahl er sogleich, daß solcher gleich mehrern andern gefänglich verwahrt, und mit diesen zum Regimente abgeschickt werden sollte. Durch diesen Unglücklichen war die Zahl gefüllt worden, der Vorsteher konnte nun ohne Furcht vor Arrest und Strafe schlafen gehen. Der erstaunte Konrad suchte zwar durch die triftigsten Vorstellungen das Herz desselben zu erweichen, er erboth sich sogar, durch eine sehr ansehnliche Summe seine Freyheit zu erkaufen, aber der Amtmann blieb ungerührt, und verwarf jeden Antrag. Man höre ihn, ehe man ihn verurtheilt.

Sparen sie, sprach er zu dem Bittenden, ihr Geld, bis sie beym Regimente anlangen. Leichter als ich kann dieses helfen, und ihre Stelle durch einen andern ersetzen; ich muß die Anzahl der Geforderten stellen, es ist hart, es ist grausam, daß ich das Ungefähr benutze, ihr ganzes großes Glück, wo nicht zertrümmere, doch hindere; aber es wäre noch weit härter, noch weit grausamer, wenn ich ihr Geld annähme, und, aus Mangel anderer Leute, unerzogenen Kindern einen Vater, der trostlosen Gattinn einen Mann raubte, um ihn an ihrer Stelle mit fortzuschicken. Das Geschrey, die Verzweiflung der Unglücklichen würde mich bey Gott anklagen, und mir meine Seligkeit rauben, die ich nicht um Geld und Gut verkaufen will. Sie sind, wie sie selbst sagen, noch nicht verheirathet, ihre

Braut wird jammern, aber sie hat noch kein festes Recht auf sie, kann eher als die schwangere oder säugende Gattinn harren. Der Krieg muß sich bald enden, kehren sie glücklich zurück, so will ich ihnen mit Freuden unentgeldlich geben, was sie jetzt mit großen Summen bezahlen wollen.

Konrad hatte mehr als fünf hundert Louisd'ors mit sich, er bath den Amtmann, diese Summe jedem zum Lohne zu biethen, der freywillig an seiner Stelle Soldat werden wolle. Der Amtmann thats, aber es fand sich keiner, der sein Weib und Kinder um dieses Geld verlassen wollte.

Dem Unglücklichen, äußerst Trauernden blieb nun nichts anders übrig, als die ganze schreckliche Geschichte seines Leidens der harrenden Geliebten und ihrem Vater zu berichten. Er thats, Thränen löschten oft die Buchstaben, welche seine zitternde Hand schrieb. Am dritten Tag wurde er mit den übrigen Recruten der Herrschaft nach einer nahen Stadt geführt, in welcher das Regiment lag, bey welchem sie dienen sollten. Niemand wirds Konraden verdenken, daß er auch hier mit Hülfe seiner Louisd'ors Entlassung suchte; aber der Officier, welcher ihn übernahm, war zu gewissenhaft, um sich durch den Schein des Goldes blenden zu lassen, Konrad mußte in kurzer Zeit zu der Fahne des Regiments schwören, und alle Hoffnung, vor Ende des Krieges befreyt zu werden, war nun verloren.

Carolinens Jammer war groß, ihre Trauer unnennbar, als sie das unglückliche Schicksal ihres Theu-

Theuern erfuhr, sie hatte ihn schon jeden Tag mit Sehnsucht erwartet, sollte ihn jetzt Jahre lang missen, dieß war mehr, als ihr Herz zu ertragen vermochte. Ihre Thränen, ihr Flehen rührte den Vater, er reiste nach Böhmen, und nahm eine große Summe Geldes mit sich, um mit dieser Konrads Freyheit zu erkaufen. Er ward auf seiner Reise mit einem Werb-Officier bekannt, welchem er seine Noth klagte, und von diesem die Versicherung erhielt, daß er ihm für bares Geld zwey tüchtige Recruten stellen wolle, wenn man solche, wie er sicher glaubte, für Konrads Entlassung fordern würde.

Durch dieß Versprechen getröstet, beschleunigte der Alte seine Reise, wie er aber in der Stadt, aus welcher Konrad zum letzten Mahl schrieb, anlangte, so war das Regiment schon aufgebrochen, und hatte seinen Marsch nach Schlesien genommen. Er reiste auch dahin ab, da aber der Krieg in dortiger Gegend eben sehr hartnäckig begann, und Konrads Regiment eben auf Verposten stand, so konnte er, aller Mühe ungeachtet, nicht vordringen, ward endlich als verdächtig im Lager angehalten, und, ob er sich gleich durch seine Pässe legitimirte, doch nur mit dem Versprechen entlassen, daß er nie wiederkehren wolle. Diese Unglücksfälle schreckten den Alten ganz ab, mehr zu wagen, er kehrte schnell nach Straßburg zurück, und erfüllte das Herz seiner Tochter mit neuer Trauer.

Unterdessen hatte Konrad schon einige Mahl mit dem Feinde gekämpft, er suchte verzweiflungs=

voll seinen Tod, aber er fand ihn nicht, erntete statt diesem Ehre und Lob seiner Vorgesetzten, welche seine Tapferkeit bewunderten, und ihn, ehe ein halbes Jahr verging, zum Unter-Officier beförderten. Sein Loos würde als dieser erträglich gewesen seyn, wenn er nicht ein besseres gekannt, nicht von Carolinen hätte entfernt leben müssen. Sehnsucht nach ihr verbitterte jede Stunde seines Lebens, verschloß sein Herz jeder Freude, und machte ihn zum Genusse unfähig. Wenn andere zechten und spielten, lag er schlaflos in seinem Zelte, und gedachte der Theuern, welche seiner gewissen Ueberzeugung nach eben so sehnsuchtsvoll seiner harren würde. Als er einst auf den Vorposten stand, erzählte ihm ein Bauer, welcher Branntewein verkaufte, wahrscheinlich aber ein Spion war, daß der Feind keinen Deserteur zum Dienste zwinge, vielmehr mit einem Passe versehen ungehindert weiter ziehen lasse.

Der Reitz dieser Nachricht war für sein liebendes Herz allzu groß, er unterlag der Begierde, Carolinen bald wieder zu sehen, und beschloß, sogleich zu desertiren. Da er überzeugt war, daß er auf der äußersten Vorpost stehe, und auf einer gegenseitigen Anhöhe ein feindliches Piket erblickte, so erwartete er mit Ungeduld die Nacht, in welcher er sein Vorhaben ausführen wollte. Diese erschien, Gewitterwolken vermehrten zu seiner größten Freude die Dunkelheit um ein Großes. Sein war die Pflicht, die ausgestellten Wachen zu visitiren, und zur Aufmerksamkeit zu ermuntern. Unter diesem

Vorwande entfernte er sich vom Piket, schlich durch die Wachen durch, und eilte nach der vom Feinde besetzten Anhöhe. Er war nicht lange gegangen, als ihm der Ruf: Wer da? entgegen schallte, er antwortete: Ein Deserteur, und blieb ruhig stehen, bis die Wache ein Zeichen gegeben, und einige Mann vom entfernten Piket herbey kamen, um ihn vorwärts zu führen. Er staunte schon, als er rückwärts geführt ward, er sank ohnmächtig zu Boden, als er sich wieder unter den Händen seiner Kameraden erblickte.

Der Hügel, auf welchem wirklich das feindliche Piket stand, lag dem seinigen in schiefer Linie gegenüber, in der großen Dunkelheit hatte er sich etwas zu weit links gewendet, dieß würde aber seiner Absicht nicht geschadet haben, wenn nicht der Commandirende der Vorposten es kurz vorher für nöthig befunden hätte, eben dieser Dunkelheit wegen von einem benachbarten Piket eine Wache ins Thal zu stellen. Diese stand am Tage nicht dort, und Konrad war so unglücklich, auf solche zu stoßen. Er war nicht fähig, seinen Vorsatz zu läugnen, auch konnte ers nicht, weil er's der Wache zu deutlich erklärt hatte, daß er ein Deserteur sey; er wurde noch in der nähmlichen Nacht zum Stabe seines Regiments geliefert.

Wer die strengen Gesetze des Soldatenstandes kennt, und dabey überlegt, wie wichtig der Schaden sey, den ein einziger Ueberläufer einem Heere verursachen kann, wirds dem sonst menschenfreundli-

chen Obersten nicht verdenken, daß er über den Verbrecher Standrecht zu halten befahl, welches ihn ohne Gnade zum Strange verurtheilte. Dieß Urtheil mußte nach den Gesetzen längstens binnen vier und zwanzig Stunden an ihm vollzogen werden, es war daher eine große Gnade vom Obersten, daß er es bis zum andern Morgen verschob, und dem Unglücklichen noch einige Stunden gönnte, um sich zum gewissen Tode vorzubereiten. Konrad benutzte diese Zeit, um seiner Geliebten sein schreckliches Ende mit allen Umständen zu berichten. Ehe noch die Sonne unterging, war der lange Brief vollendet, den er oft mit Thränen benetzt hatte. Er übergab ihn dem Feldprediger, bath ihn dringend um richtige Bestellung, und dieser trug ihn sogleich, um ihn zu beruhigen, auf die Feldpost, brachte ihm zur Bestätigung sogar ein Recepisse, welches die richtige Uebergabe des Briefs bescheinigte. Konrad dankte dafür herzlich und innig, überließ sich die übrige Zeit ganz der Leitung des redlichen Priesters, der ihn mit Gott zu versöhnen und zu seinem Ende vorzubereiten suchte.

Als die Sonne am heitern Himmel empor stieg, trat der Unglückliche muthig und standhaft den Weg zum Tode an. Er zagte und zitterte nicht, er hatte schon längst das Ende seiner Leiden gewünscht, nur that's seinem Herzen weh, daß er auf so schreckliche Art enden mußte.

Wie der Henker ihn übernehmen wollte, brachte wider alles Vermuthen ein Fähnrich Gnade. Die

Frau des Obersten ward Konrads großmüthige Retterinn. Ihr Gatte liebte sie zärtlich und herzlich, er hatte ihr kurz zuvor geschrieben, daß sie unthätig und müßig im Lager ständen, sie nahm dieß als einen Wink zum Besuche an, und überraschte ihn an eben diesem Morgen mit ihrer Ankunft. Nach eingeführtem Gebrauch muß alle Mahl ein Fähnrich zu Pferde, wenn ein Delinquent zum Tode geführt wird, vor der Wohnung des Obersten bereit stehen, um so schnell als möglich Nachricht an die Richtstätte zu bringen, wenn es jenem gefallen sollte, Gnade zu ertheilen. Die Oberstinn argwohnte sogleich, als sie diesen sah, die Ursache, forschte nach, erhielt Bestätigung, und dachte edel genug, die Freude des Wiedersehens zur Rettung des Unglücklichen anzuwenden. Eben als sie der entzückte Gatte umarmen wollte, sank sie zu seinen Füßen nieder, sie war schwanger, benutzte auch diesen Umstand, und flehte im Nahmen des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trug, um Gnade. Der gerührte Oberste konnte solch einer Bitte nicht widerstehen, er winkte dem Fähnrich, und dieser eilte mit der freudenvollen Bothschaft zur Richtstätte.

Konrad hörte dieß göttliche Wort ohne besondere Theilnahme, er war froh, vom schmählichen Tode errettet zu werden, aber er trauerte, daß er länger noch dulden und leiden sollte. Da die Todesangst, welche er ausgestanden hatte, sein Verbrechen ganz tilgte, und alle fernere Strafe verhin-

derte, so konnte er noch am nähmlichen Tage frey umher wallen.

Er hielts für Schuldigkeit, der Retterinn seines Lebens zu danken, er ward freundlich empfangen, und sprach mit voller Empfindung, die sein leidendes Herz füllte. Die Oberstinn hörte seinen Dank mit Vergnügen, sie forschte nach der Ursache seiner Flucht, sein Herz öffnete sich, er erzählte ihr den größten Theil seiner Lebensgeschichte. Sie hörte solche mit inniger Rührung, mit größter Theilnahme, sie hatte einst selbst hoffnungslos geliebt, und fühlte daher den Jammer und das Leiden des armen Konrads mit doppelter Stärke. Sie belebte sein Herz mit neuer Hoffnung, versprach ihm sogar, bey dem Obersten den Abschied zu erflehen, aber sie mußte am andern Tag ihr Versprechen widerrufen, weil dieser nicht in der Macht ihres Gatten stand, und er keinen Soldaten im Felde entlassen konnte. Doch hatte der Oberste versprochen, daß er Konrads Fehler ganz vergessen, ihm sogar nicht einmahl die Unter-Officiers-Stelle rauben wolle, wenn er dagegen aufs heiligste gelobte, treu und redlich bis ans Ende des Krieges unter seiner Fahne zu kämpfen, sie nie mehr meineidig zu verlassen.

Konrad leistete dieß Versprechen, und trat aufs neue seine Dienste an. Eine seiner ersten Beschäftigungen wars, Carolinen sein neues Schicksal kund zu machen, sie zur Ausdauer zu ermahnen; er berichtete ihr in der Folge jede Veränderung, welche oft so wunderbar erfolgte, aber er mußte

durch zwey lange Jahre ohne Antwort schmachten, genoß nie das selige Vergnügen, ein Wort des Trostes von Carolinens Hand zu lesen.

Die Ruhe, welche das Heer durch einige Wochen genossen hatte, schwand mit einmahl, kehrte den ganzen Sommer nie mehr zurück. Es folgten blutige Gefechte, Konrad war in diesen meistens gegenwärtig, kämpfte jederzeit mit einem Muthe, der Verwunderung erregen, und seine Vorgesetzten zur Aufmerksamkeit reitzen mußte. Der Commandirende war einst selbst Augenzeuge, wie er mit zwanzig Mann einen kleinen Verhau hartnäckig vertheidigte, und aller Wahrscheinlichkeit entgegen, die überlegene Anzahl des Feindes zum Weichen brachte; er beschloß den Tapfern zu belohnen, und machte ihn zum Wachtmeister unter einem Cavallerie-Regimente, das seinen Nahmen führte.

Kurz nachher recognoscirte der General die Stärke des Feindes, Konrad war unter den Wenigen, welche zur Bedeckung an seiner Seite ritten; ein starker feindlicher Hinterhalt überraschte die Sichern, alles mußte fliehen, der General stürzte und ward gefangen. Konrad sah's, er sammelte zwölf Mann, drang mit diesen in die Schaar der Feinde, und befreyte den General glücklich aus der Gefangenschaft. Diese kühne That erregte die Dankbarkeit des Geretteten, Konrad wurde kurz nachher zum Lieutenant und Adjutanten des Generals ernannt.

Dieser Lohn ermunterte sein Herz zur Freude, er machte sein Glück Carolinen kund, und bath sie

dringend, es durch eine Antwort vollkommen zu machen, aber diese erfolgte nicht, und wurde aufs neue die Ursache seines Kummers. Er hoffte in den Winter-Quartieren auf einige Monath Urlaub zu erhalten, aber diese waren wider die Gewohnheit sehr unruhig, der General liebte ihn, er konnte ihn bey jeder Gelegenheit brauchen, und versagte ihm daher seine Bitte.

Im folgenden Feldzuge stieg Konrad bis zum Rittmeister empor. Die gegründete Hoffnung zum Frieden leuchtete hell, ward endlich zur Gewißheit. Einige Tage nachher, als er wirklich unterzeichnet war, erhielt Konrad den so sehnlich gewünschten Urlaub, es stand jetzt bey ihm, sogleich auch seinen ehrenvollen Abschied zu nehmen; aber er fand Vergnügen in dem Gedanken, als Officier vor seiner Caroline zu erscheinen, und ihrer Vaterstadt zu beweisen, daß die Holde sich keinen Unwürdigen zu ihrem Gatten erwählt habe.

Da er es ganz ihr und dem Willen ihres Vaters überlassen wollte: ob er seine militärische Laufbahn fortsetzen, oder wieder Kaufmann werden sollte, so nahm er seinen Taufschein mit sich, den der menschenfreundliche Pfarrer auf sein Bitten, ohne der unehelichen Geburt zu gedenken, ausstellte. Die Entlassung aus der Leibeigenschaft bedurfte er jetzt nicht mehr, weil sein Stand ihn ohnehin davon befreyte.

Heftige, der glücklichsten Vollendung sich schon nahe wähnende Liebe beschleunigte seine Reise, er setzte sie oft Tag und Nacht fort, und sah endlich

Straßburgs hohen Dom, von der untergehenden Sonne beleuchtet, vor sich liegen.

Es dämmerte schon, als er sich dem Hause näherte, in welchem er bald seine Allgeliebte zu umarmen hoffte. Um sie zu überraschen, um aus den Kennzeichen ihrer Freude auf die Fortdauer ihrer Liebe schließen zu können, schlich er sich langsam ins Haus, betrat mit tiefer Rührung den Gang, welcher zu Carolinens Zimmer führte, und öffnete endlich langsam die Thür.

Caroline saß im leichten Nachtkleide auf einem Ruhebett, sie säugte ein kleines Kind, welches auf ihrem Schooße ruhete, ein junger, schöner Mann stand ihr zur Seite, und blickte mit Wohlgefallen auf Kind und Mutter herab. Konrad schauderte zurück, er lehnte sich an die Mauer, und starrte nach Carolinen hin. Das Geräusch, welches Konrad verursachte, machte die Letztere aufmerksam, sie erkannte sogleich ihren Konrad, und sank ohnmächtig zurück. Der junge Mann trat jetzt zu Konraden, verwies es ihm bescheiden, aber nachdrücklich genug, daß er so geradezu in das Zimmer einer Wöchnerinn eindringe, für welche der kleinste Schrecken gefährlich, leicht tödtlich seyn könne. Konrad hörte diesen Verweis nicht, er wich nicht, als jener ihn deutlicher wiederhohlte, er stand angewurzelt zwischen Thür und Angel, seine Sinne staunten, seine Seele duldete nie empfundene Qualen.

Carolinens Gatte, denn dieß war der junge Mann, mußte um Hülfe rufen, weil diese aus der

Ohnmacht nicht erwachen, der Fremde, aller Ermahnung ungeachtet, nicht weichen wollte.

Unter denen, welche auf seinen Ruf herbey eilten, befand sich auch Carolinens Vater. Konrad schien zu erwachen, als dieser bey ihm vorüber ging, er suchte ihn bey der Brust zu fassen, wie dieser aber erschrocken zurück wich, sank seine ausgestreckte Hand langsam zurück, und er staunte von neuem nach Carolinen hin.

Mit vieler Mühe gelang es den Gegenwärtigen, ihn nach einem andern Zimmer zu führen, er duldete es zwar, daß man ihn auf ein Ruhebett legte, aber er sprang sogleich wieder auf, und starrte abermahls um sich her.

Carolinens Zustand schien am nähmlichen Abend weit gefährlicher, sie sprach, als sie aus der Ohnmacht erwachte, anhaltend irre, ein hitziges Fieber nagte an ihrem Leben, aber die Natur siegte im fürchterlichen Kampfe, sie genas, und erhielt den Gebrauch ihrer Vernunft wieder, um ihr Elend lebhaft fühlen und bejammern zu können. So glücklich war Konrad nicht, er hatte in seinem Leben manches Unglück standhaft erduldet, zwey Mahl überstand er die Gefühle des nahen, schmählichen Todes unter des Henkers Hand, als er aber die Geliebte, deren Andenken ihm sein Leiden immer erträglich machte, im Augenblicke des frohen Wiedersehens in den Armen eines andern, auf ihrem Schooße den Beweis ihrer Untreue erblickte, da unterlag er, sein Verstand entfloh, der Verzweif-

lung echter Bruder, der schreckliche Wahnsinn, deckte ihn mit seinen Fittigen, und tränkte ihn mit Opium, dessen Wirkung oft wohlthätig, oft auch schrecklich ist.

Carolinens Vater duldete im Stillen, aber seine Qual war ebenfalls groß, Gewissensvorwürfe vermehrten sie, denn er war der Urheber alles Leidens. Sein Ehrgeitz, dessen ich schon ehe gedachte, vielleicht auch andere Absichten hatten ihn zum schändlichen Truge verleitet, der jetzt so unverhofft entdeckt ward.

Als Konrad sein nahes, schreckliches Ende Carolinen berichtete, auf ewig von ihr Abschied nahm, da war ihr Leiden groß, ihr Jammer ohne Gränzen. Sie fühlte es deutlich, daß er aus Liebe zu ihr desertiren wollte, nun aus Liebe zu ihr sterben mußte, und dieß vermehrte ihren Schmerz um ein Großes. Ihr Vater hätte solchen vierzehn Tag nachher schon mit der freudenreichen Nachricht von Konrads Rettung lindern und enden können, denn er hatte den Brief, in welchem dieser alles berichtete, wirklich erhalten, da aber Caroline jetzt nicht mehr laut jammerte, den Schmerz nur in ihrem Innern sorgfältig nährte und pflegte, so hielt der Vater Rath mit seinem Verstande, und dieser rieth ihm, daß es weit besser sey, diese Nachricht zu verschweigen, weil die Aussicht zu Konrads Wiederkehr abermahls verschwand, ihn wahrscheinlich einst eine feindliche Kugel tödten, und auf diese Art der Jammer seines Kindes nie enden würde.

Auch war ihm von nun an der Gedanke unerträglich, daß seine Tochter einst in den Armen eines

Mannes ruhen sollte, welcher schon unter dem Galgen gestanden wäre. Seine überspannten Begriffe von Ehre nahmen dieß für einen Schandfleck, den keine Zeit, keine bessere That auslöschen könne, der ihn einst noch im Grabe entehren würde. Durch diese Scheingründe überzeugt, beschloß er, nicht allein jeden künftigen Brief Konrads zu unterdrücken, sondern auch Carolinen zu überreden, sich einen andern Mann zu wählen.

Das erstere konnte er leicht und sicher, weil Konrad alle seine Briefe, welche er an Carolinen schrieb, der bessern Bestellung wegen unter der Adresse des Vaters absandte. Das Letztere ward ihm weit schwerer, würde wahrscheinlich gar nicht gelungen seyn, wenn ein Zufall nicht mächtiger als er gewirkt hätte.

Ein hoffnungsvoller, edler Jüngling, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hatte schon längst in geheim Carolinens Reitzen gehuldigt, nur die Gewißheit, daß sie Konraden zärtlich liebe, verhinderte das Geständniß seiner Liebe. Die Nachricht seines Todes, welche der Vater, ohne der Art zu gedenken, sogleich selbst verbreitet hatte, weckte neue Hoffnung in dem Herzen des Liebenden, er wagte es, Carolinen zu besuchen, er sah ihren Jammer und ehrte ihn durch innige Theilnahme, dadurch gewann er der Leidenden Zutrauen, Freundschaft und in der Folge auch ihre Liebe. Wer wird, wer kann's der Guten verdenken, wenn sie zwar das Andenken des Unvergeßlichen noch immer ehrte, aber doch den Lohn

der Liebe in eines Andern Armen suchte, da er ihr in den seinigen nicht mehr werden sollte?

Nach Jahresfrist, denn so lange betrauerte sie im Herzen Konrads Tod, willigte sie endlich ein, die Frau des reichen Erben zu werden. Der entzückte Vater nahm ihn, gleich Konraden, zu seinem Mitgefährten in der großen Fabrik auf; das ansehnliche Capital, was dieser mitbrachte, diente zur Vermehrung derselben, und gab die sicherste Hoffnung zum reichlichsten Gewinn.

Caroline lebte in den Armen ihres Gatten wirklich glücklich, denn er liebte sie mit einer Zärtlichkeit, welche innig und groß war, nur dann und wann fand er sie nachdenkend und traurig, wenn sie ihres Konrads und seines schrecklichen Todes gedachte. Er war dann billig genug, mit ihr den Edlen zu beweinen, und dieß vermehrte ihren Dank, ihre Liebe. Vierzehn Tage zuvor, ehe Konrad wieder erschien, hatte die Holde ihrem Gatten einen Sohn geboren, der ihrem Herzen äußerst lieb und theuer wurde. Ihr Vater erhielt unter dieser Zeit Konrads Briefe richtig, aber er verbarg sie Carolinen äußerst sorgfältig.

Um Konraden von aller Rückkehr abzuschrecken, berichtete er ihm in der Folge mehr als ein Mahl, daß seine Tochter, von seinem Tode überzeugt, sich kurz nachher verheirathet habe, als Gattinn eines andern nun seine Briefe nicht mehr beantworten könne. Um ihn über den Verlust derselben einiger Maßen zu trösten, versprach er ihm ein Capital von zehn

tausend Franken zu schenken, welches der Gewinn war, der im glücklichen Handel, als er mit ihm associirt war, erworben wurde. Er bath ihn oft, nur den Wechsler zu bestimmen, an welchen er diese Summe übermachen solle, und ersuchte ihn nebenbey, nicht mehr an seine Tochter zu schreiben, weil jeder Brief das Glück ihrer Ehe störe, und doch nichts nützen könne; aber Konrad beantwortete keinen dieser Briefe, schrieb noch immer an seine Geliebte, klagte oft bitter, oft auch mitleibswürdig über ihr hartnäckiges Stillschweigen. Es war ganz natürlich, daß diese Briefe alle Mahl verloren gingen, nie in seine Hände kommen konnten, weil er zwar immer jedes Glück, jede Beförderung emsig berichtete, aber von jeher vergessen hatte, hinzu zu fügen, in welches Regiment er sey übersetzt worden. Deßwegen konnte Carolinens Vater immer nur auf die Adresse setzen: An den Lieutenant oder Rittmeister eines Cavallerie-Regiments! Die unbestimmte Adresse war daher Ursache, daß alle diese Briefe auf der Feldpost liegen blieben, oder unnütz hin und her gesandt wurden.

Konrads Zustand war schrecklich, und ganz des innigsten Mitleids würdig. Carolinens Untreue hatte ihm nicht nur den Verstand, sondern auch die Sprache geraubt. Ungeachtet der alte Vater alles anwandte, ihn durch Abgesandte zur Abreise zu bewegen, so beantwortete er doch aller Bitte mit keiner Sylbe, schien sie gar nicht zu hören. Er saß am andern Morgen noch mit in einander geschlagenen Armen auf seinem Ruhebette, und starrte nach einem Win-

kel des Zimmers; manchmahl knirrschte er fürchterlich mit den Zähnen, oft schien er wieder angenehm zu lächeln. Da alle dem Alten einstimmig versicherten, daß er wahnsinnig zu seyn scheine, sich ohne Gewalt nicht entfernen würde, so flehte er die Gerichte um Beystand an. Der Vorsteher der Polizey behandelte den Unglücklichen mit aller Schonung, als er aber ebenfalls keine seiner Fragen beantwortete, so ließ er seine Schriften untersuchen, unter denen sich ein Paß befand, welcher sein Standquartier und Regiment anzeigte. Der äußerst unruhige Alte versprach sogleich, alle Unkosten, welche die Rückbegleitung des armen Rittmeisters verursachen würde, zu ersetzen, und die Polizey übernahm's, ihn anständig und sicher bis in sein Standquartier nach Böhmen zu führen.

Wider alle Erwartung folgte der Unglückliche ohne Murren seinen Begleitern, er schien lustig und fröhlich zu seyn, als er den Wagen unter sich rollen hörte, aber er sprach nichts, und sank in tiefe Melancholie zurück, wenn er in ein Zimmer geführt wurde; in jedem derselben wählte er sich ein Plätzchen, nach welchem er ohne Unterlaß hinstarrte. Er verschlang oft mit einer Art von Heißhunger jede Speise, welche man ihm vorsetzte, noch öfter aß er aber gar nichts, und verachtete alles, was man ihm reichte. Jeder, der ihn kannte, sich seiner Verdienste und Tapferkeit erinnerte, bedauerte ihn herzlich, als er beym Regimente anlangte. Unter allen seinen Freunden nahm aber der General den thätigsten Antheil an seinem Unglücke, er for-

derte die geschicktesten Aerzte zu seiner Rettung auf; wie ihn aber alle für wahnsinnig erklärten, und keine ihrer Arzeneyen wirken wollte, so sandte er den Unglücklichen nach der Hauptstadt, wo zur Verpflegung der Wahnsinnigen ein eigenes Spital errichtet war.

Auch hier wurde er seinem Charakter gemäß, folglich sehr anständig behandelt, er erhielt ein eigenes Zimmer, konnte, da er niemanden beleidigte, ungehindert im Saale und Garten umher gehen. Der Arzt gab bald nachher Hoffnung zu seiner Genesung, weil er nicht mehr so anhaltend nach einem Winkel starrte, oft seufzte, weinte, und einige Mahl in seiner Gegenwart den Nahmen Caroline aussprach. Diese Hoffnung vermehrte sich in der Folge, denn Konrad fing an Beschäftigung zu suchen. Er pflanzte im folgenden Frühlinge mit vielem Eifer im Garten Blumen, er pflegte sie sorgfältig, wenn aber eine derselben zu grünen und Knospen zu treiben begann, so riß er sie heraus, und verwandte seine Sorgfalt auf diejenigen, welche in ihrem Wachsthume noch am meisten zurück waren. Er baute unter dieser Zeit auch oft im Garten kleine Häuser aus Sand und Lehm; jeder, der sie sah, mußte die Symmetrie derselben und seine große Mühe bewundern; wenn sie aber ganz vollendet waren, so riß er sie mit hastiger Begierde aus einander, und lachte laut auf, wenn die Stücke rings umher flogen.

Der Arzt versuchte mit ihm die so genannte Eiscur, sie glückte vortrefflich, Konrad befand sich je-

den

den Tag besser, er fing zu sprechen an, die Symptomen des Wahnsinns verloren sich gänzlich, die Vernunft behauptete auf's neue ihre Rechte. Eine völlige Vergessenheit der Ursache seines Wahnsinns erfolgte endlich, er gedachte mit keiner Sylbe seiner Caroline. Bisher war er noch dann und wann traurig und tiefsinnig gewesen, hatte oft, ohne eine Ursache angeben zu können, im Verborgenen geweint, jetzt war er anhaltend lustig und fröhlich, schwatzte oft Stunden lang mit dem Arzte, und versicherte ihn, daß er, wenn seine Gesundheit anhaltend seyn würde, noch einst in den Armen einer Gattinn ruhig und glücklich zu leben hoffe.

Viele Monathe verflossen, und Konrad war vollkommen gesund, verrieth nicht den geringsten Wahnsinn, der Vorsteher des Spitals erstattete Bericht, man erinnerte sich seiner Verdienste, er ward wieder bey seinem Regiment angestellt. Alle, welche ihn damahls kennen lernten, versichern einstimmig, daß er der angenehmste, lebhafteste Gesellschafter war, gern mit Frauenzimmern scherzte, und sie oft zu necken suchte. Daß er Carolinen ganz vergessen hatte, sich ihrer wirklich nicht mehr erinnerte, bewies er in der Folge oft und vielmahls, weil er alle versicherte, daß er in seinem Leben noch nicht geliebt habe, aber nun wohl einsehe, daß ohne Liebe das Leben nicht glücklich seyn könne.

Einige seiner Freunde, welche von seiner unglücklichen Geschichte unterrichtet waren, wagten es sogar, einst in seiner Gegenwart von Straßburg zu

sprechen, aber Konrad ward dadurch nicht zum Nachdenken bewegt, er versicherte zwar, daß er einige Jahre dort gelebt habe, und die Stadt eben nicht schön finde, aber er gedachte seiner Liebe mit keinem Worte. Nur eine einzige kleine Erinnerung schien er von dieser noch zu haben, weil ihm der Nahme Caroline in jedem Falle äußerst zuwider war. Er las gern Bücher, vorzüglich Romane, aber er warf solche sogleich weg, wenn er diesen Nahmen darin fand; er tadelte oft Frauenzimmer, welche andere schön und geistreich fanden, und daher die Ursache seines Tadels zu wissen verlangten. Sie kann schön und geistreich seyn, antwortete er dann immer, aber mir bleibt sie unausstehlich, denn sie nennt sich Caroline, und dieser Nahme klingt meinem Ohre unerträglich. Dieß war aber auch die ganze und einzige Ursache, welche er deßwegen anzugeben wußte.

Einer seiner wahren und aufrichtigen Freunde war gleich ihm ein Rittmeister seines Regiments, dessen Frau hatte eine Schwester bey sich, die Konrad nach Jahresfrist wirklich zu lieben begann, und ihr diese Liebe auch bald hernach offen gestand. Das gute Mädchen würde mit Freuden dem edlen, rechtschaffenen Jüngling ihre Hand gereicht haben, wenn der Gedanke, daß einst sein Wahnsinn zurück kehren könne, die keimende Liebe in ihrem Herzen nicht erstickt hätte. Als er dringender wurde, und entscheidende Antwort forderte, heischte sie ihres Schwagers Rath, und gestand ihm offen, daß nur diese

Ursache sie hindere, ihr Glück in Konrads Liebe zu finden.

Der Rittmeister sprach nun eben so offen mit seinem Freunde, er entdeckte ihm sogar seiner Schwägerinn Besorgniß, welches aber Konrad sogleich verwarf, weil er ausdrücklich behauptete, daß er ein volles Jahr nach dem Kriege wohl sehr krank, aber nie wahnsinnig gewesen sey. Diese gänzliche Vergessenheit schien dem Rittmeister Bürge zu seyn, daß sein Freund nie mehr in diesen schrecklichen Zustand zurück fallen würde, doch schrieb er zum Ueberflusse auch an den Arzt des Spitals, und forderte seine Meinung. Dieser versicherte bald aufs kräftigste, daß Konrads Gesundheit ganz gewiß anhaltend, und von immerwährender Dauer seyn würde, weil sein ganzes Temperament, das vorher gewiß melancholisch gewesen seyn müsse, nun eine ganz andere Richtung genommen hätte, und die seltene, anhaltende Vergessenheit seines Zustandes jeden Rückfall unmöglich mache. Doch rieth er am Ende, daß der Rittmeister es kühn wagen, und mit ihm von seiner ehemahligen Liebe sprechen sollte. Würde er dann, fügte er hinzu, sich ihrer noch nicht erinnern, so sey jede Gefahr geendigt, und eine Heirath für ihn glücklich und wünschenswerth.

Der Rittmeister befolgte diesen Rath mit Zittern, aber zu seinem Erstaunen widersprach Konrad aufs lebhafteste der ganzen Geschichte, ließ sich solche ungerührt erzählen, und versicherte nochmahls am Ende, daß alles erdichtet sey. Da er auch nicht

die geringste Spur einer Melancholie verrieth, vielmehr selbst in der Folge darüber scherzte, und seinen Freund oft fragte: Wer ihm dieß Mährchen erzählt habe? so bath dieser selbst seine Schwägerinn, daß sie aller Bedenklichkeit entsagen, und seinen Freund mit ihrer Liebe beglücken möge. Mariane, so nannte sich dieß Mädchen, that's mit Freuden, denn sie liebte Konraden schon lange, und würde in der Folge, auch ohne Freundes Rath, seiner Bitte nicht länger widerstanden haben.

Schon war der glückliche Konrad mit ihr öffentlich verlobt, schon machte man Anstalten zur nahen Hochzeit, als seines Freundes Frau mit einem jungen Sohne entbunden wurde. Konrad und Mariane trugen ihn zur Taufe, welche am Ende mit einem kleinen Feste gefeyert wurde, das bis nach Mitternacht dauerte. Am andern Morgen kam Konrad, die Wöchnerinn zu besuchen; wie er eintrat, versuchte diese es eben, den Neugebornen zu säugen; ihr Mann stand ihr zur Seite. Diese ähnliche Gruppe weckte in Konrads Gedächtniß die Erinnerung der ehemahls so schrecklichen Scene, er schauderte zurück, starrte wild umher, und mußte von seinem Freunde nach einem andern Zimmer geführt werden. Noch am nähmlichen Tag verwandelte sich sein Tiefsinn in eine unheilbare Raserey; er starb nach sechsjährigem Leiden, mit Ketten belastet, im Hospitale der Wahnsinnigen.

Die ihn innig liebende Mariane trauerte noch um ihn, als seine Caroline schon ihr Leiden geendigt

hatte. Letztere starb an einer unheilbaren Abzehrung, und gedachte in der Stunde ihres Todes noch des armen Konrads, den sie dort wieder zu sehen hoffte, weil sie ihn wirklich todt glaubte; seinen Eintritt in ihr Zimmer für eine warnende Erscheinung hielt, und man ihr absichtlich diesen Irrthum nicht raubte, weil Wahrheit sie wahrscheinlich noch unglücklicher gemacht hätte.

Marie A—r.

Marie war die Köchinn eines alten katholischen Pfarrers, er hatte die arme Waise väterlich erzogen, sie suchte in der Folge durch treue Dienste zu vergelten, was er so großmüthig an ihr geübt hatte. Sie war jung, schön und artig, ihr guter, unbefleckter Ruf, ihre untadelhafte Aufführung wurden im ganzen Dorfe allgemein erkannt und geehrt, auch der Tadelsüchtigste konnte ihn nicht beflecken, weil der alte Pfarrer schon vollkommen Greis, und übler Verdacht unmöglich war. Ihre natürliche Munterkeit, ihr gefälliger Scherz und Witz war des alten Kranken einzige Zerstreuung, nur sie vermochte es, den Funken der Freude in ihm zu wecken, ihm oft ein sanftes Lächeln abzulocken.

Mit den Jahren mehrte sich Ueberlegung und

Nachdenken, sie sah trauernd in die Zukunft, und sah nur allzu gut ein, daß ihr Glück, ihre Aussicht mit dem Leben des Pfarrers enden müsse. Sie achtete des Greises Rath, und blickte unter den jungen Burschen des Dorfes nach einem Gatten umher, der ihr bald und sicher werden konnte, weil der alte Pflegevater fünf hundert Gulden zu ihrem Heirathsgute bestimmt hatte.

Viele verstanden den suchenden Blick, viele suchten ihn durch Geberden und Worte zu erwiedern, aber Marie sah und hörte es nicht, weil ihr Auge schon gefunden hatte, was es suchte, und vergebens der Vernunft den Eindruck zu verbergen suchte, welchen ein junger, schöner Ehemann auf ihr Herz gemacht hatte.

Sie kannte und sah ihn vorher nie, er war vor kurzem erst als Schafmeister in herrschaftliche Dienste getreten, ihr Auge erblickte ihn zum ersten Mahle in der Kirche, und blieb fest an ihm hangen.

Vergebens zeigte ihr die Vernunft das neben ihm stehende junge Weib, vergebens suchte sie ihr zu beweisen, daß dieses wahrscheinlich eben so lange als sie leben könne, der Gedanke: dieß ist dein künftiger Mann! dieß muß dein Gatte werden! stand von diesem Augenblicke an in ihrem Herzen, schwebte vor ihren Augen, raubte ihr Ruhe und Schlaf, quälte sie rastlos und unaufhörlich.

So erzählte sie es in der Folge oft ihren Bekannten und Freunden, nahm's für unerklärbare

Ahndung, welche mit ein Mahl ihr Herz erfüllt hätte.

Marie war äußerst sittsam und gottesfürchtig erzogen worden, man hatte ihr die Gesellschaft der Männer als höchst gefährlich geschildert, und doch suchte sie solche jetzt rastlos, wenn sie unter denselben den geliebten Schafmeister erblickte. Ihr Auge weinte, ihr Herz trauerte, wenn er ihr nur gleichgültig antwortete, und nicht zu fühlen schien, was sie so lebhaft empfand.

Sie schloß bald enge Freundschaft mit seinem Weibe, und mehrte dadurch ihre Qual um ein Großes, weil sie deutlich überzeugt wurde, daß der Gatte sie herzlich und innig liebe.

Als er dieß ein Mahl in ihrer Gegenwart laut versicherte, und sie in tobender Eifersucht nach Hause eilte, da tröstete sie auf's neue der feste Gedanke: Er muß doch dein Mann werden!

Von dieser Zeit an mied sie sein Haus, seine Gesellschaft, suchte Einsamkeit, fand nur in dieser Vergnügen, und schiens ruhig zu erwarten, wenn die wahrheitsvolle Ahndung in Erfüllung gehen würde.

Schrecklich stürmte es in ihrem Herzen, als bald nachher der junge Ehemann auf der Pfarre erschien, und ihr mit dem hohen, unverkennbaren Freudengefühle eines glücklichen Vaters verkündigte, daß sein trautes Weib ihm einen Sohn geboren habe. Sie erdichtete Krankheit, um ungehindert weinen zu können; und verließ ihr Lager nur dann,

wie der Gedanke: Er muß doch dein Mann werden! aufs neue ihre Einbildungskraft fesselte und beschäftigte.

Freudig und hoffend, so erzählte sie's nachher noch oft, blickte sie vom Fenster hinab, als er trauernd und schluchzend sich einige Tage darnach dem Pfarrhofe näherte, und mit wehmüthigem Blicke eine Grabstätte für sein erblaßtes Weib zu bestellen kam. Marie näherte sich ihm jetzt theilnehmend, konnte mit ihm weinen, weil sie sein Leiden fühlte.

Sie forschte sorgfältig nach der Ursache des schnellen Todes, die Unvorsichtige hatte sich solchen, seiner Aussage nach, selbst zugezogen, war allzu früh aufgestanden, und zurück getretener Schweiß hatte ihr, so wie es selbst der herbey gerufene Wundarzt versicherte, eine heftige Kolik verursacht, die unter grausamen Schmerzen ihr armes, junges Leben endete.

Die innige Theilnahme, welche Marie über seinen Verlust äußerte, ihre Thränen, die häufig über ihre Wangen flossen, rührten sein Herz, er blickte zum ersten Mahle forschend in ihr Angesicht, und dachte: Solch ein Mädchen könnte dir den Verlust, wo nicht ersetzen, doch lindern!

Eine Woche nachher kam der trauernde Witwer abermahls auf die Pfarre, er mußte die Leichen- und Begräbnißunkosten bezahlen. Der alte Pfarrer schlief, Marie bath ihn in der Unterstube Platz zu nehmen. Trauer herrschte noch in seinem

Gesichte, er blickte still zur Erde, welche jetzt seine ganze Freude deckte, denn auch der Neugeborne war am folgenden Tage der Mutter gefolgt. Marie säumte eben ein seidenes Halstuch, und schielte über dieses, indem sie oft fehl stach, nach dem Trauernden hin.

Dieser fühlte, daß es unanständig sey, wenn man in Gegenwart einer theilnehmenden Freundinn stillschweigend da sitze, er rang nach Stoff zum Gespräche, blickte aufwärts, sah das schöne seidene Tuch, und lobte dieß ohne Absicht, ohne Endzweck.

Marie. Wenn es seinen Beyfall erhält, lieber Meister, so ist mir dieß Tuch um so schätzbarer.

Der Meister. So würde wohl jeder junge Bursche vergebens darum bitten?

Marie (lächelnd.) Leicht möglich, denn ich hab's zum Geschenk für meinen künftigen Gatten bestimmt.

Meister. Für ihren künftigen Gatten?

Marie (seufzend.) Ja!

Meister. Würden sie mir's verweigern, wenn ich sie um dieß Tuch bäthe?

Marie (hocherröthend.) Er kanns ja versuchen.

Meister. Ich wags noch ein Mahl!

Marie (zitternd.) Nun! da hat ers! Es wird mich freuen, wenn ers zu meinem Andenken trägt.

In diesem Augenblick trat der alte Pfarrer ins Zimmer, der Schafmeister zahlte, was er zu zahlen

hatte, aber er kehrte am Abend wieder, und führte nach drey Monathen Marien als seine Gattinn heim.

Niemand verdachte es ihm, daß er sein erstes Weib so bald vergaß; er hatte drey Knechte im Dienste, mußte ihnen Kost geben, und würde bald merklichen Schaden in seiner Wirthschaft gelitten haben, wenn eigennützige Fremde solche länger geführt hätten. Jeder, der ihn kannte, wünschte ihm vielmehr zu seiner neuen Heirath Glück.

Der alte Pfarrer gab der treuen Dienerinn mehr noch, als sie hoffen konnte, er vermehrte ihre Mitgift auf tausend Gulden, und setzte dadurch das junge Ehepaar in Stand, durch den Pacht einiger herrschaftlichen Grundstücke ihre Aussichten zu vergrößern.

Alle Bewohner des Dorfes waren durch Erfahrung überzeugt, daß Marie die Wirthschaft des alten Pfarrers mit Einsicht und ohne den geringsten Eigennutz geführt habe, sie sahen voraus, daß sie im Hause des Gatten ihren Eifer verdoppeln würde, und beneideten oft den Allzuglücklichen.

Dieser fühlte sein Glück eben so stark; sein erstes Weib war ihm theuer und lieb gewesen, die jetzige wurde es ihm bald noch weit mehr. Stets freundlich, stets gefällig, äußerst fleißig und noch weit genügsamer! Dieß waren die Eigenschaften, welche er in kurzem an seiner Frau mit Recht bewunderte.

Oft, wenn er mit seinen Knechten hinter der Herde wandelte, und seine Herrschaft oder fremde

Gäste im Wagen bey ihnen vorüber fuhren, gestand er frey und offen, daß er sich im Arme des geliebten Weibes weit glücklicher als diese dünke. Seine Marie war, wenn er diese dankbare Gesinnung auch gegen sie äußerte, seiner Meinung, und versicherte ihn hoch und theuer, daß sie mit der reichsten Edelfrau nicht tauschen würde.

Die Hoffnung zu größerm ehelichen Glücke nahte sich bald hernach, Marie fühlte sich schwanger, aber dieß süße Gefühl ward ihr ohne gegründete Ursache zum Stoffe des nagenden Kummers. Wenn ihr heimkehrender Gatte sie in seine Arme schloß, und nach der Ursache ihrer rothgeweinten Augen forschte, so gestand sie ihm offen, daß sie fest glaube, ihre Entbindung werde gleich seiner ersten Frau ihr Leben enden, und sie aus seinen Armen reissen.

Der geliebte Gatte suchte sie zwar durch manche kräftige Beweise zu trösten, aber ihre anhaltende Melancholie wirkte auch auf seine Einbildungskraft, er gestand seinen Knechten oft, daß er mit ihr fürchte, und gewiß durch ihren Tod äußerst unglücklich seyn würde.

Bang und zagend eilte er heim, wie Bothen ihm einst die nahende Entbindung seines Weibes verkündigten. Froh und innig vergnügt trug er die neugeborne Tochter nachher zur Taufe, als jene über alle Erwartung glücklich erfolgt war, und sich einige Tage darauf die Gefahr durch vollkommene Gesundheit der Mutter ganz entfernte.

Der Herr des Gutes, welchem der Schäfer dien=

te, war äußerst geitzig; ohne zu überlegen: Ob die Ersparung einer kleinen Ausgabe ihm nicht in der Folge weit größern Schaden verursache? suchte er sorgfältig die erstere zu vermeiden. Daher kam's denn auch, daß er der zahlreichen Herde seiner Schafe viel zu wenig Salz reichen ließ, und eben dadurch die Krankheiten dieser zarten Thiere um ein Großes vermehrte.

Vergebens hatte der Schäfer ihm schon vielmahls dieß nachdrücklich vorgestellt, der Geitzige wollte von keiner Vermehrung der Ausgaben etwas hören, und gabs dem Schäfer trocken zu verstehen, daß er, wenn er seine Kunst vollkommen erlernt habe, die Schafe auch ohne Salz vor jeder Krankheit bewahren müsse.

Da dieser ganz natürlich einsah, daß fernere Vorstellung nichts nütze, aber auch nur Genuß des Salzes die Schafe vor Krankheit sichern könne, so zog er sein Weib zu Rathe, und fand nach genauer Berechnung, daß er, weil er selbst Antheil an dem Ertrage der Herde hatte, dabey gewinnen würde, wenn er das noch nöthige Salz aus Eigenem erkaufe.

Dieß so wohlfeil als möglich zu kaufen, war unter diesen Umständen eine beynahe nothwendige Sorge, und da er es jenseits der Gränze um halben Preis erhalten konnte, so wog eben so natürlich der einleuchtende Vortheil stärker, als die mit diesem Kaufe verknüpfte Gefahr, welche daraus entstand, daß es in seinem Vaterlande streng verbothen war, fremdes Salz einzuführen, weil der Lan-

desherr einen ansehnlichen Theil seiner Einkünfte aus dem Verkaufe desselben zog. Er hatte schon mehr als ein Mahl den Gang über die nahe Gränze gewagt, war nie ertappt und dadurch sicher gemacht worden.

Schon längst wollte er ihn wieder wagen, aber die nahende Entbindung seines Weibes, die damit verknüpfte Sorge hatten ihn bisher verhindert, jetzt konnte er ihn nicht länger verschieben, weil die Gefahr vorüber war, und seine Herde dieß dringende Bedürfniß mit Ungestüm forderte.

Vergebens bath ihn sein Weib, noch länger zu harren, er setzte ihrer Bitte die trifigsten Gründe entgegen, vergebens beschwor sie ihn, durch diese überzeugt, einen andern darnach zu senden. Er bewies ihr, daß man sich in solchen Fällen niemanden vertrauen müsse, dann nie ruhig schlafen könne, weil man immer Entdeckung besorgen müsse. Alles, was sie von ihm erhalten konnte, war die Versicherung, daß er bald und lieber leer zurück kehren, als sich einer Gefahr aussetzen wolle.

Seinem Versprechen gemäß, wollte er am Abend, wenns zu dämmern beginne, wieder zu Hause eintreffen; sein Weib fühlte den langen Tag hindurch eine unbeschreibliche Angst und Ahndung eines bevorstehenden Unglücks, sie äußerte beydes gegen ihre Nachbarn, und jammerte laut, als die Nacht schon anbrach, und ihr Gatte noch nicht erschien.

In der Fülle ihres Jammers bath sie den er-

sten seiner Knechte dringend, ihrem Manne entgegen zu gehen, und nachzuforschen: Ob ihm irgend ein Unglück widerfahren sey?

Natürlich wars, daß sie diesen Bothen zugleich zum Vertrauten seines Geschäfts machen, und ihm den Weg beschreiben mußte, welchen er nehmen würde. Der Knecht fand sich ganz willig, ihm in Gesellschaft eines Dienstbuben entgegen zu eilen, und nicht eher zurück zu kommen, bis er ihn gefunden habe.

Langsam und qualvoll schlichen nun die Stunden bis zur Mitternacht vorüber, sie zitterte und bebte, als endlich um diese Zeit die wachsamen Hunde die ferne Ankunft einiger Wanderer verkündigten.

Leichter und froher athmete sie, wie sie durch's offene Fenster gewahrte, daß diese bald schwiegen, und einem Bekannten froh entgegen eilten. Bleich und sinnlos sank sie aber zurück, als sie im blassen Scheine des Mondes die beyden Bothen erblickte, welche in Gesellschaft einiger Bauern eine Leiche zu tragen schienen.

Sie hatte sich kaum durch Hülfe ihrer Magd von ihrer Ohnmacht erhohlt, als man ihren blutenden Gatten wirklich in ihr Zimmer trug. Niemand unter allen, die mit ihm kamen, konnte die Ursache seiner Verwundung angeben. Die Bauern waren erst von den Knechten herbey gerufen worden, die Knechte hatten ihn schon blutend am Boden gefunden. Er selbst konnte den Thäter nicht anzeigen, weil er ihn, seiner Aussage nach, nicht gesehen

hatte, und, indem er einen Schuß hörte, verwundet zu Boden sank.

Natürlich wars, daß alle glaubten, der Unglückliche sey von einem Gränzwächter angerufen, und weil er nicht antwortete, auch von diesem niedergeschossen worden. Einige Umstände, welche die Knechte erzählten, machten dieß noch wahrscheinlicher, ihnen war, ehe sie ihren Herrn fanden, ein solcher Wächter im schnellen Laufe begegnet. Furcht vor der Strafe hatte ihn natürlich zur Flucht bewogen, weil das Gesetz nur im Falle einer hartnäckigen Widersetzung den Gebrauch des Gewehrs erlaubte.

Marie stürzte weinend vor ihrem Gatten nieder, er blickte mit inniger Rührung auf sie herab, da er aber den Schmerz seiner Wunde tief fühlte, so bath er die Umstehenden wehmüthig, nach einem Priester zu senden, damit er sich zu seinem nahen Ende vorbereiten könne. Wie dieser erschien, beichtete er eine kleine Viertelstunde, und wie sich sein jammerndes Weib ihm wieder nahte, konnte er schon nicht mehr sprechen, verschied, ehe der Tag graute, in ihren Armen.

Marie hatte ihren Gatten innig und gränzenlos geliebt, ihr Schmerz über seinen Verlust war daher äußerst groß, stieg oft bis zur Raserey. Erst am dritten Tag konnte man sie bewegen, die Leiche den Trägern zu überlassen, welche ihn zur Ruhe tragen sollten, sie folgte wimmernd und händeringend.

Der Gutsherr kam eben von einer kleinen Lust-

reise zurück, und begegnete dem Leichenzuge. Marie entriß sich ihren Führerinnen, rannte zum Wagen, klagte dem Herrn ihr inniges Leid, und flüsterte ihm nachher einige Worte ins Ohr, die Niemand hören konnte. Der Gutsherr befahl sogleich die Leiche zurück zu tragen, weil er seiner Pflicht gemäß, dieselbe näher untersuchen lassen wollte. Er stieg aus dem Wagen, und mischte sich unter die Trauernden.

Ich bin wirklich auch zu bedauern, sprach er zu dem Haufen, ich fühle den Verlust des Redlichen tief! Wo werde ich einen Schäfer finden, der ihm gleicht? der mich der Versorgung der trauernden Witwe überhebt?

Kaum hatte er diese Fragen ausgesprochen, so drängte sich aus dem Haufen der erste Knecht hervor, und bewies mit Gründen, daß er hinlängliche Kenntnisse besitze, das Amt zu verwalten, nebenbey auch den besten Willen habe, die verlassene Witwe zu heirathen. Der Gutsherr schien sich dessen zu freuen, und folgte der Leiche, welche wieder zurück getragen wurde. Auf seinen Befehl erschien der Wundarzt, die Wunde ward genau untersucht, und bald wurden alle Anwesende überzeugt, daß diese Untersuchung den Mörder des Unglücklichen entdecken würde.

Der Wundarzt fand in der Wunde, welche durch die linke Seite bis in den Magen drang, zwey kleine runde Schellen, die man den Schafen umzuhängen pflegt, und durch welche die Wunde

war

war verursacht worden. Erwiesen war es nun, daß den Unglücklichen kein Gränzwächter getödtet habe, weil diese mit gewöhnlichen Kugeln versehen sind, und ganz natürlich war die Vermuthung, daß der Knecht, welcher ihm entgegen ging, der Thäter seyn müsse.

Dieser ward sogleich vorgerufen, er bebte zurück, als man ihm den Beweis vorlegte, und gestand kurz nachher, daß er wirklich der Mörder seines Herrn sey. Lange schon, so erzählte er im gerichtlichen Verhör, liebte ich die Frau meines Meisters; ich kämpfte oft mit dieser Leidenschaft, aber ich konnte sie nicht überwinden. Wenn ich hinter der Herde ging, und mich auf alle Art zu zerstreuen suchte, so sah ich immer ihr Bild vor mir, konnte es nicht weg bethen, nicht weg fluchen. Erfahrung lehrte mich, daß sie ihren Gatten zärtlich liebe, und eben diese heftige Liebe erbitterte mich immer mehr, erregte Mordlust in meinem Herzen, die ich oft schon ausführen wollte, aber immer auszuführen zu schwach war.

Als ich eben aufs neue mit der Ausführung dieses Vorsatzes beschäftigt war, lagerte sich der Bube, welchen der Meister kurz vorher zum Gehülfen angenommen hatte, neben mir, und klagte laut, daß sein neuer Dienst ihm wenig trage, daß er, wenn er nicht Hoffnung habe, Knecht zu werden, ald weiter wandern werde. Ich benutzte seine Gesinnungen, fachte seine Begierden stärker an, und vertraute ihm, als ihn der Meister einst geschlagen hatte, meinen ganzen Plan.

Er erboth sich sogleich, sein Mörder zu werden, wenn ich dagegen ihm die gewisse Versicherung ertheile, ihn bey Erhaltung des Dienstes zum Knecht zu machen. Ich gelobte es, kaufte eine Pistole, und lud sie aus Mangel der Kugeln mit den kleinen Schellen, welche man in der Wunde fand. Durch einen Monath trug sie der Bube verborgen bey sich, fand aber nie schickliche Gelegenheit zum Morde, auch verhinderte ich diesen absichtlich, weil ich fürchtete, daß der Schrecken meiner Geliebten bey der nahen Entbindung tödtlich werden konnte.

Noch wollte ich die That länger verzögern, als mich die Meisterinn dringend ersuchte, ihrem Gatten entgegen zu gehen. Die Gelegenheit zur Ausführung meiner That war zu schön, ich nahm den Buben mit mir, und suchte durch einige Gläser Branntewein, die ich ihm in der Schenke reichen ließ, seinen Muth zu stärken. Er versprach aufs neue, die That ganz sicher auszuführen, hatte sogar gegründete Ursache dazu, weil er in der Abwesenheit des Meisters durch zu wenige Wachsamkeit Schaden im Getreide verursacht hatte, Klage und neue Schläge fürchten mußte.

Wir gingen zwey Stunden weit, ehe wir den Meister trafen, er dankte liebreich für unsere Sorgfalt, gab mir den Sack mit Salz zu tragen, und wanderte vor uns her. Oft fragte mich der Bube heimlich: Ob er schießen sollte? aber immer war mir's unmöglich zu antworten, mein Wink verzögerte die That oft. Als wir aber schon nahe am

Dorfe das Ende des Waldes erreichten, und der voraus gehende Meister sich so innig freute, daß er nun bald den Kummer des geliebten Weibes enden würde, da entbrannte meine Eifersucht, ich winkte dem Buben, er schoß, und der Meister stürzte zu Boden.

Angst und Furcht ergriff mich, als er kläglich am Boden wimmerte, uns oft fragte: Womit er uns beleidigt hätte? warum wir ihn so grausam ermorden wollten? Mehr als zehn Mahl hob ich meinen schweren Stock in die Höhe, um ihn vollends todt zu schlagen, aber immer sank er entkräftet zurük, weil der Verwundete mich so äußerst rührend bath, mich wenigstens seiner armen Seele zu erbarmen, diese nicht zu morden, und ihm Zeit zu gönnen, daß er seine Sünden beichten könne. Er schwur den kräftigsten Eid, daß er uns nicht verrathen, vielmehr alles beytragen wolle, um den Verdacht zu entfernen.

Ich konnte nicht länger widerstehen, die vollbrachte That hatte quälende Reue in mir erweckt, auch der Bube zitterte und bebte, bath mich selbst, seine Bitte zu erfüllen. Auf mein Geheiß eilte er ins Dorf, um einige Träger herbey zu rufen, weil Angst und Schrecken uns unfähig machte, ihn fortzutragen.

Ich wollte ihn nur nach dem nächsten Bauernhof tragen, und dorthin einen Priester rufen lassen; da er aber in Gegenwart aller derjenigen, welche der Bube herbey gerufen hatte, den Wunsch äußerte,

sein Weib nur noch ein Mahl zu sehen, so konnte ich's nicht verhindern, daß sie seine letzte Bitte ehrten. Er sah mein Verlegenheit, merkte meine Angst, und lispelte mir, als ich ihn in die Höhe hob, leise zu, daß er seinen Schwur halten, mich mit keiner Miene verrathen würde.

Diese neue Versicherung stärkte mich kräftig, und machte mich fähig, ruhig das Ende abzuwarten. Ich wich nicht von seinem Lager, so lange er lebte, trat nur dann abseits, als er beichtete, und bin fest überzeugt, daß er nicht mein Verräther ward. Gott hat es anders gelenkt, und ich danke ihm herzlich, weil er mich hier büßen läßt, was ich vielleicht einst dort ewig büßen müßte.

Wahrscheinlich würde der Mörder nicht so schnell entdeckt worden seyn, wenn nicht Marie den Gutsherrn zur Aufmerksamkeit gereitzt hätte, sie flüsterte ihm am Wagen heimlich zu, daß sie Verdacht auf den Knecht habe, und bestätigte ihre Aussage dadurch, daß der Priester, wie er des Verwundeten Beichte gehört, den Knecht einige Mahl verachtungsvoll angeblickt habe. Auch wars ihr nachher stark aufgefallen, daß dieser nicht vom Lager des Mannes weichen wollte, und munter und fröhlich einher ging, wie er endlich verschied. Sie hörte ruhig zu, als der Gutsherr sie zu trösten kam, und ihr die Versicherung brachte, daß ihre Vermuthung richtig, und der Mörder schon entdeckt sey; aber sie sank sinnlos zur Erde, wie er ihr erzählte, daß nicht so wohl Begierde nach dem einträglichen Dienste, sondern hef-

tige Liebe zu ihr ihn zu dem schrecklichen Mord verleitet habe.

Man zweifelte an ihrem Leben, weil die Ohnmacht anhaltend war, sich erst, aller angewandten Hülfsmittel ungeachtet, binnen sechs Stunden endigte. Die Folge überzeugte alle, daß sie in diesem Zustande ihren Verstand verloren habe. Sie war einige Tage nachher vollkommen gesund, aß und trank wie ehe, aber sie sprach kein Wort, und suchte sich immer sorgfältig zu verstecken. So handelte sie einen vollen Monath, und diejenigen, deren Sorgfalt sie anvertraut wurde, hatten oft Mühe, sie in den Winkeln zu finden, in welche sie sich verborgen hatte.

Nach dieser Zeit starb ihr Kind, sie sah gleichgültig zu, wie man's zu Grabe trug, sie folgte sogar freywillig dem Sarge; wie aber dieser mit Erde bedeckt war, so stieg sie auf das erhöhte Grab, und rief drey Mahl fürchterlich aus: Gott ist gerecht! Sie hielt nach diesem Ausruf noch eine lange Anrede ans Volk, aber keiner konnte ein Wort verstehen, es waren leere, unverständliche Töne, welche oft durch den Ausruf: Gott ist gerecht! unterbrochen wurden.

Dieser Ausruf, den sie stets mit der größten Emphasie aussprach, war ihre übrige Lebenszeit hindurch das einzige verständliche Wort, welches man aus ihrem Munde hörte.

Sie that niemanden etwas zu Leide, ging stets mit in einander geschlagenen Armen auf der Straße

still und nachdenkend einher, wenn sie aber irgend eine kleine Anhöhe, oder einen großen Stein erblickte, so sprang sie hastig darauf, und rief laut aus: Gott ist gerecht! Dann folgte alle Mahl eine lange, unverständliche Rede, die sie mit den heftigsten Geberden und Gesticulationen begleitete. Ihr folgten immer die Kinder des Dorfes nach, nannten sie spottweise: die Predigerinn! und waren gewiß, daß sie ihnen Stunden lang vorpredigte, wenn sie ihr nur einen Stein zeigten, auf welchem sie stehen konnte.

Ihr Vermögen ward zinsbar angelegt, und der Dorfhirte nahm's über sich, sie gegen Empfang der Zinsen anständig zu ernähren. Nach zehn Jahren genoß sie noch immer das ungetheilte Mitleid aller Dorfsbewohner, weil sie vielen unter ihnen Gutes erwiesen, keinen beleidigt, und aller Meinung nach durch das schreckliche Ende ihres Mannes, durch die plötzliche Entdeckung seines Mörders ihren Verstand verloren hatte.

Um diese Zeit forderte das Criminal-Gericht der Hauptstadt ihre Gegenwart, weil eine Gefangene und überwiesene Giftmischerinn sie der Theilnahme eines Mordes beschuldige. Man sandte sie dahin, sie lächelte, als man ihr die Ketten anlegte, und sprach oft: Gott ist gerecht!

Die Richter sahen bald ein, daß sie eine Wahnsinnige nicht verhören, eben so wenig verurtheilen konnten; da aber die Gefangene ausdrücklich bekannte, daß dieß die Angeklagte sey, und auf dieß

Bekenntniß starb, so ward Marie nicht mehr nach dem Dorf zurück gesandt, sondern im Hospitale der Wahnsinnigen bis an ihr Ende verwahrt. Dieß erfolgte erst funfzehn Jahr nachher.

Sie handelte diese lange Zeit hindurch immer gleichförmig, rief jedem, der sich ihrem Kämmerchen näherte, mit lauter Stimme zu: Gott ist gerecht! und küßte die Kette, an welche sie angeschlossen war. Wie schon der Tod mit ihr rang, richtete sie sich noch ein Mahl auf, blickte die neben ihr stehende Wärterinn starr an, faltete ihre Hände zum Gebethe, und rief aus: Gott ist gerecht, aber auch barmherzig! Nach diesen merkwürdigen Worten sank sie kraftlos zurück, und endete mit einem Hauche die Tage ihres Jammers.

Ohne zu bestimmen; — denn wie vermöchte ich dieß — ob die Aussage der gerichteten Giftmischerinn wirklich die reine Wahrheit sey, will ich solche jetzt meinen Lesern erzählen.

Ich ging, so gestand sie in einem ihrer vielen Verhöre, einst gegen Abend durch das Dorf St—e, das schöne Pfarrhaus lockte mich zur Einkehr. Ich wollte mir bey der Köchinn des Pfarrers ein gutes Abendmahl, und wo möglich einen Zehrpfennig verdienen, und meine Absicht gelang vollkommen.

Anfangs schien die junge schöne Köchinn meiner Bitte nicht zu achten, sie blieb traurig und nachdenkend am Nähtische sitzen. Dieß gab mir volle Gelegenheit in ihr Herz zu blicken, ich entdeckte ihr ganz in geheim, daß ich die Kunst wahr=

zusagen vollkommen bey einer alten Zigeunerinn erlernt hätte, und wenn sie meine Bitte achte, ihr das ganze künftige Schicksal erzählen wolle. Die List wirkte kräftig, sie reichte mir ihre Hand, und versprach mir ein ansehnliches Geschenk, wenn ich mein Versprechen erfüllen würde.

Du bist, sagte ich dreist zu ihr, recht sehr verliebt, aber große Hindernisse stehen in der Straße deines Glücks, du wirst es nicht eher erreichen, als bis sich zwey Augen schließen. Die Betrogene war mit meiner Prophezeyung vollkommen zufrieden, nur bath sie mich dringend, ihr zu entdecken, wann sich die zwey verhaßten Augen schließen würden. Funfzig Gulden will ich dir, fuhr sie fort, mit größten Freuden schenken, wenn du mich recht bald, wenigstens in einem Monathe, aus meiner Qual erlösen kannst.

Die Begierde nach den versprochenen funfzig Gulden wirkte bey mir eben so kräftig, wie bey ihr die Liebe, ich versprach ihr wirksame Hülfe, wenn sie mich ganz zur Vertrauten ihres Herzens machen wolle. Sie erzählte mir nun, daß sie äußerst in einen Schäfer verliebt sey, der aber schon ein Weib habe, auch diese zärtlich liebe, und doch hoffe sie, daß er sie sicher zum zweyten Weib wählen würde, wenn nur die erstere bald sterben wolle.

Ich bath mir drey Tage Bedenkzeit aus, die schwere Unternehmung nach Kräften überlegen zu können, besuchte am andern Tage die Schäferinn, fand sie im Wochenbett, und folglich ganz geschickt,

ohne großen Verdacht aus der Welt zu trollen. Ich mischte sogleich Arsenik und Zucker zusammen, machte ein kleines Pulver daraus, und übergab es der Köchinn mit dem Bedeuten, daß darin ihrer Nebenbuhlerinn Tod enthalten sey, daß es in ihrer Macht stehe, sich täglich und stündlich von ihr zu befreyen.

Wahr ist es, daß sie Anfangs zurück schauderte, den Antrag standhaft verwarf, und sogleich errieth, daß das Pulver Gift enthalten müsse. Als ich ihr aber dreist sagte, daß ich kein anderes Mittel kenne, und trotzigen Abschied nehmen wollte, da bath sie mich, länger zu bleiben, forderte am andern Morgen das Pulver, forschte: Ob es in jeder Speise wirke? und ging bald hernach, die Schäferinn zu besuchen.

Wie sie wiederkehrte, herrschte Furcht und Angst in ihren Blicken, die sich sehr mehrte, als man den Pfarrer zur kranken Schäferinn rufte. Ich tröstete sie mit der Versicherung, daß der Wundarzt im Dorfe die Wirkung des Giftes nicht verstehe, auf sie in jedem Falle kein Verdacht fallen könne, und ohne dieß Mittel keine Hoffnung vorhanden sey, die Frau des Schäfers zu werden.

Mein Trost wirkte kräftig, die künftigen frohen Aussichten stärkten ihren Muth, sie weinte nur einige Thränen, als ich ihr die Nachricht brachte, daß die Schäferinn schon vollendet habe. Wie und auf welche Art sie ihr das Pulver beybrachte, habe ich zu fragen vergessen, ich war zufrieden, daß ich

von ihr das versprochene Geld, und überdieß noch einige gute Kleidungsstücke zum Geschenke erhielt.

Ich wanderte sogleich fort, und kam nach einem halben Jahre wieder nach dem Dorfe, fand sie schon mit dem Schäfer verheirathet, und mit diesem in der glücklichsten Ehe. Mein Anblick machte ihr großen Kummer, ich ließ mir von ihr das gewisse Versprechen, nie mehr wieder zu kommen, mit dreyßig Gulden bezahlen. Ich habe Wort gehalten, ein entdeckter Diebstahl verscheuchte mich aus der Gegend, und ich kann nicht sagen: Ob die Schäferinn noch lebt, bin aber bereit, dieß Bekenntniß in ihrer Gegenwart zu wiederhohlen, und sie des Mordes zu überzeugen.

War Marie nun wirklich die Thäterinnn, so liegt die Ursache ihres Wahnsinnes klar am Tage; die Ueberzeugung, daß ihr mit dem Maße gemessen wurde, mit welchem sie einst maß, mußte schrecklich und kräftig auf sie wirken. Die merkwürdigen Worte: G o t t i s t g e r e c h t! welche ihre Zunge allein noch deutlich auszusprechen fähig war, scheinen die schreckliche That zu bestätigen.

Aeußerst wahrscheinlich ist es überdieß, daß die lange, unverständliche Rede, welche diesem Ausrufe alle Mahl folgte, das Bekenntniß ihres Verbrechens enthalten sollte, welches die nagende Reue zu erpressen, Furcht und Scham aber zu verhindern suchte.

Gott! wie groß, wie schrecklich muß dann das Leiden der Duldenden gewesen seyn! Wie gräßlich

muß es in ihrem Innern gestürmt und getobt haben, da die Organe ihrer Sprache sich krämpften, und nur unverständliche Töne lallen konnten! Groß war ihr Verbrechen, aber auch anhaltend die Tage ihres Jammers, und wenn ich mir ihr jenseitiges Loos denke, so erinnere ich mich immer ihrer letzten Worte: Gott ist gerecht, aber auch barmherzig!

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

I.

Seite

Esther L— 1

II.

Franz L—r. 61

III.

Konrad G—. 87

IV.

Marie A—r. 149

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien der Wahnsinnigen

Bd.: 2

1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2527(1/2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414722-5